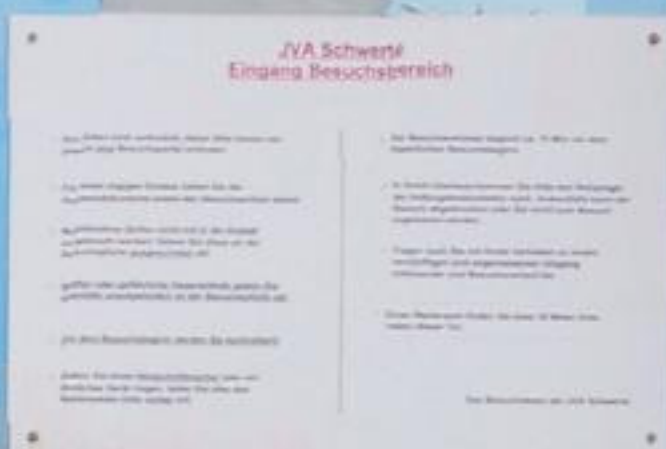


pflichtlektüre

Studentenmagazin für Dortmund

042013



HIER STUDIERT DANIEL

UNI AUF DER WIESE

Warum steht die TU in der Walachei?

JOB BEN AUF DEM FRIEDHOF

Geldverdienen als Totengräber

TOFU AUF DEM TELLER

Eine Familie geht den veganen Weg

SUDOKU

5				6		7	8	
	8	3	7			6		4
6					3	5		
9	2		5			1		
3	1							7
				1		2		
		9						2
	3		4	9			7	6
	7		6		2			

	4	3		9	7			5
	6	5	3			7		
			5			8		
6					3			1
	8					3	5	
5	3	2				6		9
	2		6	3		1		
		8			9		3	
				8		9		

7					5			
		2	6					7
4			2					
	7	3			1			
5			4			9		6
		4					3	5
1				7			6	
	6			9			2	
			5	2				

IMPRESSUM

Herausgeber

Institut für Journalistik, TU Dortmund

Projektleitung

Dr. des. Annika Sehl (ViSdP)

Redaktionsleitung

Sigrun Rottmann

Redaktion

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, Campus Nord, 44227 Dortmund

Tel.: 0231/755-7473, post@pflichtlektuere.com

Chef vom Dienst

Nils Bickenbach

Textchefinnen

Kerstin Börß, Melanie Meyer

Fotoredaktion

Anna-Christin Kunz, Sarah Tober, Moritz Tschermak

Illustrationen

Simon Schmitz

Layout & Grafik

Rebecca Hameister, Mats Schönauer,

Philipp Schulte, Manuel Solde

Redakteure und Reporter

Claudia Brade, Arthur Cagliari, Susann Eberlein, Katrin Ewert, Naima Fischer, Sabine Geschwinder, Jenny Gödecker, Ann-Kathrin Gumpert,

Pia Lisa Kienel, Marie Lanfermann, Mareike Maack, Moritz Mettge, Eva Nowack, Janne Oltmanns, Hendrik Pfeiffer, Julia Schindler, Linda

Schönfelder, Julia Schroer, Maria Segat, Linda Zuber

Die Grafik dankt

Drew Houston, Arash Ferdowsi und Ron Gilbert

Druck

Hitzegrad Print Medien & Service GmbH

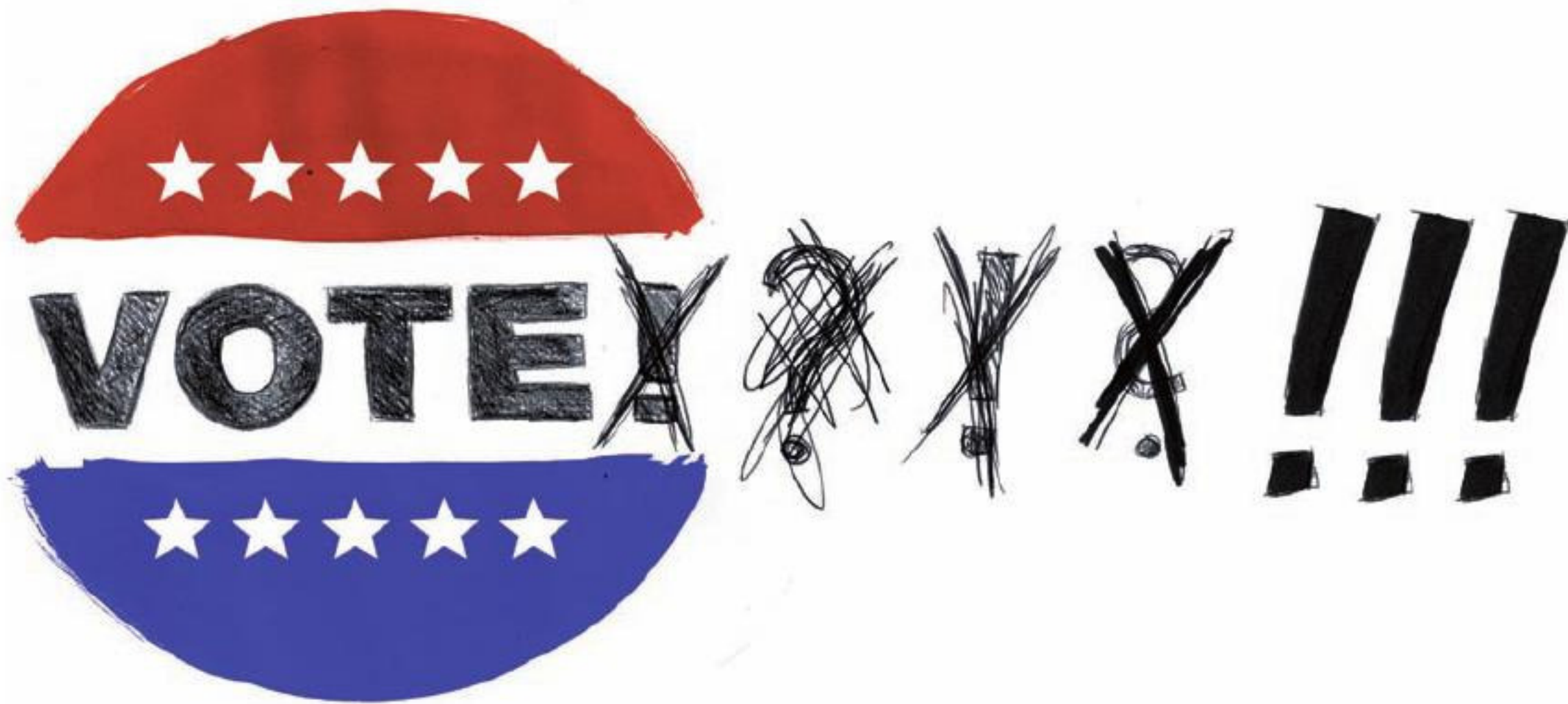
Auf dem Brümmer 9

44149 Dortmund

Audiovisuelle Begleitung der Ausgabe



EINS VORAB



TEXT NAIMA FISCHER ILLUSTRATION SIMON SCHMITZ | HELLO@SIMONSCHMITZ.NET

Geht wählen!" Ziemlich polemisch dieser Aufruf. Mitten im Semester bleibt neben Abgabefristen und dem Lernen für anstehende Mammutklausuren gar keine Zeit, um sich auch noch politisch zu informieren. Zeitungen lesen? Fernsehinterviews anschauen? Nur wenn Stefan Raab dabei ist. Dann gibt es wenigstens etwas zu lachen - und wenn es nur der Moderator selbst ist, der sich ein Glucksen über seine eigenen, „brillanten“ Witze nicht verkneifen kann. Politische Diskussionen? Ich weiß nicht. Kann man nicht über die Brust-OP von Angelina Jolie leidenschaftlicher diskutieren als über die Politik von Angela Merkel?

Wenn aber der September naht und unbarmherzig das Datum der Wahl mit sich bringt, sehe ich es kommen. Panik: Wen nun wählen? Besagte Merkel oder doch lieber den Steinbrück? Hätte ich nur mal das ein oder andere Interview gelesen! Wer von denen ist noch mal für die Gleichstellung der Homo-Ehe? Und wer setzt sich für uns Studenten ein? Na gut, dann muss halt der Wahlomat ran. Ist doch ganz easy: Mit vier Klicks kann ich nicht nur das viel zu teure Glitzerkleid im Onlineshop bestellen, sondern bekomme auch meine politische Entscheidung direkt nach Hause auf den Bildschirm geliefert. Mit dem Ergebnis geht's dann zum Wahllokal, aber nur wenn das nicht allzu weit weg ist. Sind die nicht immer in irgendwelchen Schulen? Klar, mit einem Tornister auf dem Rücken lief sich der Weg immer ganz leicht, aber mit der Bürde einer politischen Mitbestimmung auf den Schultern ist mir der Weg nun doch zu schwer.

Stopp mal! Da starre ich wieder in die großen hämischen Augen meines inneren Schweinehundes, der gerne mit einer Tüte Chips auf dem Sofa herumliegt und lieber das Nachmittagsprogramm von Prosieben als von n-tv schaut. Mit einem lauten Kläffen steht er in der Tür und lässt mich nicht vorbei. Dem verpasse ich erstmal einen Maulkorb. Denn wenn ich was bewegen kann, kann ich mich selbst auch bewegen und: Bewegt hat sich was. Wehrpflicht? Abgeschafft. Erststudium? Kostenfrei. Praxisgebühr? Gibt's nicht mehr. Nicht wählen gehen? Eine blöde Idee. Statt Kim Kardashians Schwangerschaftslooks zu verurteilen, beurteile ich lieber das Parteiprogramm der Grünen. Entscheidungsfindung braucht seine Zeit. Einführung der Wahlpflicht? Halte ich für überflüssig. Wer etwas bewegen will, sollte das freiwillig tun. Und bewegt werden kann etwas.

Auch die pflichtlektüre bewegt. Unser Heft bewegt mit harten Fakten und Stories aus der Politik, aber auch mit Geschichten über das Finden der Liebe und eine zweite Chance trotz Gefängnis. Also fühlt euch nicht verpflichtet, aber herzlich eingeladen durch unser Heft zu blättern und euch eine eigene Meinung zu bilden. Und: Geht wählen!



INHALT

REIN

IMPRESSUM

Hier gibt's Sudokus

02

EINS VORAB

VOTE OR DIE!

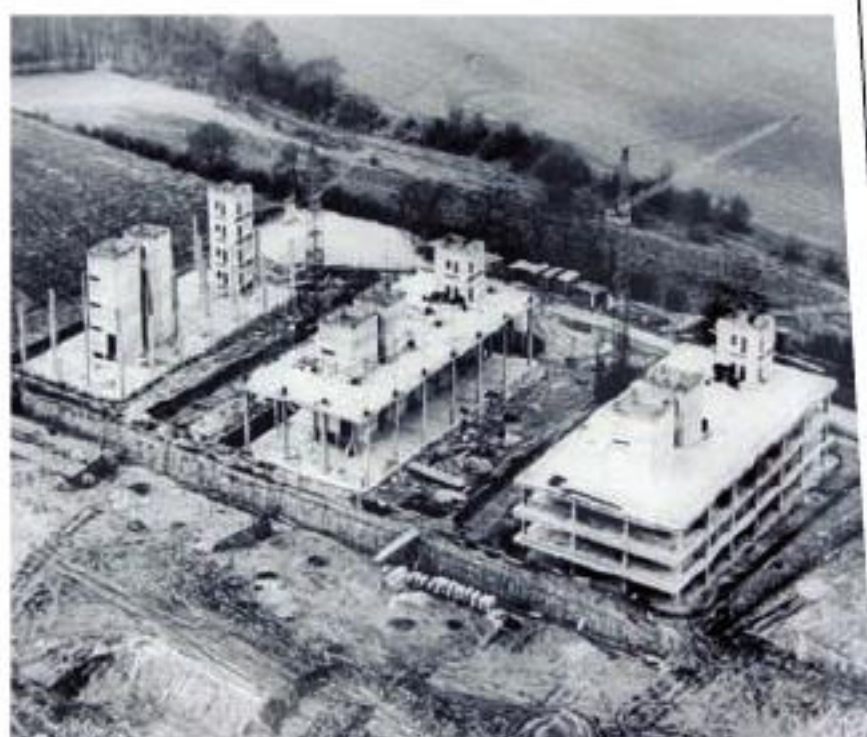
03

MOMENTE

Seife in der Mikrowelle

06

STUDIUM



ACKER-BAU

Als die Uni aufs Feld kam

08

CAMPUSKOPF

Lost in Fundbüro

13

BEREIT FÜR DEN ERNSTFALL

Was tun Unis bei Amokläufen?

14

LEBEN



LETZTE CHANCE

Ein Studium hinter Gittern

20

„FLEISCH RIECHT TOT“

Veganismus als Geschäftsidee

24

OHNE EI IST IN

Warum vegan?

27

ABGEFAHREN

Lichtkunst in Unna

36

HINGESCHAUT

Das Düsseldorfer Asphalt Festival

37

HINGEGANGEN

Kultur im Spätsommer

38

JOB



BÜHNE FREI FÜR WISSENSCHAFT

Chemie Comedy Club

30

SIX FEET UNDER

Ein Job bei den Toten

33

INHALTSLEER INS PARLAMENT

Die PARTEI will an die Macht

34

RAUS



Was passiert in einer Mikrowelle?

TEXTSABINE GESCHWINDER FOTO MORITZ TSCHERMAK

Quadratisch, praktisch, gut? Mit ein paar Knopfdrücken ist der Kakao blitzschnell warm, und das Essen dampft wieder wie am Vortag. Aber sind die Wellen der Mikrowelle schädlich für mich oder mein Essen? Und wie funktioniert so eine Mikrowelle überhaupt?

„Im Gehäuse der Mikrowelle sitzt ein Sensor, der elektromagnetische Strahlen in den Garraum aussendet“, erklärt Claus Gößling, Professor für experimentelle Physik an der TU Dortmund. „Das führt dazu, dass die Moleküle im Garraum, also zum Beispiel in einer Tasse Kakao, hin- und her zappeln und so warm werden. Ihnen wird, ganz einfach gesagt, Energie zugeführt.“ Die Mikrowellenstrahlen sind Teil des elektromagnetischen Spektrums. Alles im Wellenlängen-Bereich von 300 bis 1 Millimeter, nahe der Infrarot-Strahlung, zählt zum Mikro-Bereich. Ein anderer Anwendungsbereich mit dieser Wellenfrequenz ist zum Beispiel die Radartechnik.

Im Gegensatz zu Gamma-Strahlen sind die Mikrowellenstrahlen zunächst nicht gefährlich. Sie sorgen nur für Hitze. „Wenn die Tür der Mikrowelle geschlossen ist, kann nichts passieren“, erklärt Gößling. „Der Innenraum der Mikrowelle ist mit gut leitendem Metall verhüllt – so wie die Tür mit dem reflektierenden Gitter davor. Das Metall sorgt dafür, dass die Strahlung in der Mikrowelle bleibt und nicht in den Außenraum dringt. Manipuliere ich die Mikrowelle so, dass sie auch mit der geöffneten Tür funktioniert und halte meine Hand hinein, ist das etwas anderes. Dann ist meine Hand Garfleisch, das erhitzt wird.“ Den gleichen Effekt erhält man, wenn man seine Hand zu nah an ein Lagerfeuer hält, nur kann eine Mikrowelle wesentlich schneller zu ernsthaften Verbrennungen führen.



Die Strahlen in der Welle unterscheiden nicht zwischen der Gulaschsuppe aus der Dose und dem Lieblingshamster. Einen Unterschied macht nur der Wassergehalt. Moleküle mit hohem Wassergehalt können rascher erhitzt werden. Bei Ölen, die einen geringen Wassergehalt aufweisen, funktioniert das Erhitzen hingegen nur bedingt.

Es ist egal, ob das Essen ganz klassisch auf dem Herd zubereitet oder schnell in die Mikrowelle geschoben wird, denn die Frequenz der Strahlung ist für das Essen unbedenklich. In der Mikrowelle geht es allerdings schneller. „Auf dem Herd geht die Wärmeverteilung von unten nach oben, bei der Mikrowelle durchdringt die Strahlung die Nahrungsmittel und heizt sie schnell und gleichmäßig auf“, sagt der Professor.

Apropos Essen: Der Amerikaner Percy Spencer entdeckte die Mikrowelle eher zufällig. Spencer baute gerade an einem Sensor für ein Radargerät, als er bemerkte, dass sich sein Schokoriegel in der Hosentasche verflüssigte. Spencer kombinierte, dass die Wellenstrahlung sein Essen erwärmt hatte und tüftelte anschließend an einem handlichen Erhitzungsgerät, das auf der gleichen Wellenlänge wie Radargeräte Wellen sendet. 1947 stellte er den Prototyp seiner Mikrowelle vor. Ein wenig monströser als heute; mit einer Höhe von 1,80 Meter und einem Gewicht von 340 Kilogramm.



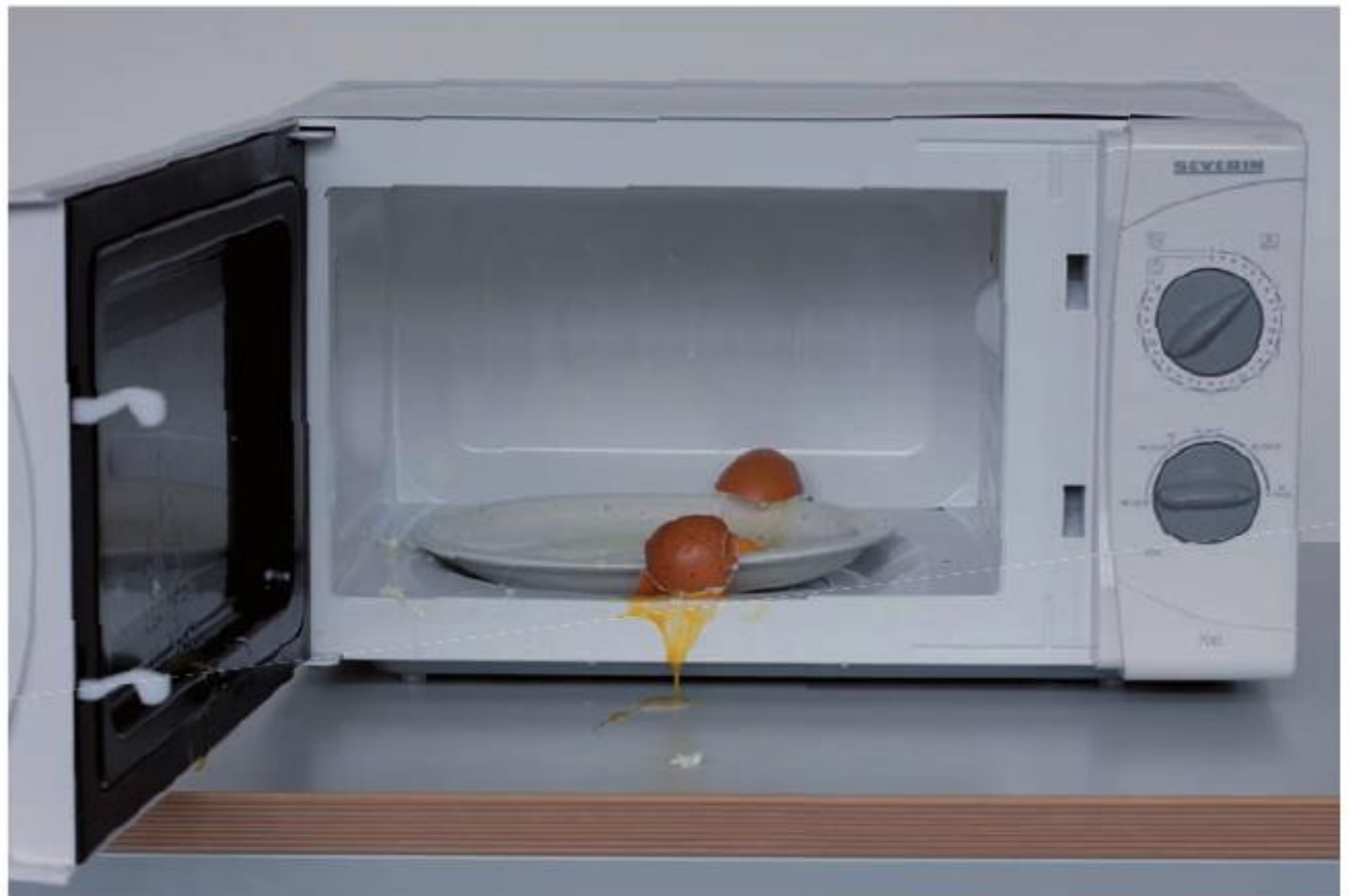
Claus Gößling,
Professor für experimentelle Physik
an der TU Dortmund



VORSICHT! ESSEN IST FERTIG

Seife raucht, Chipstüten werden klitzeklein – vorher und nachher in der Mikrowelle.

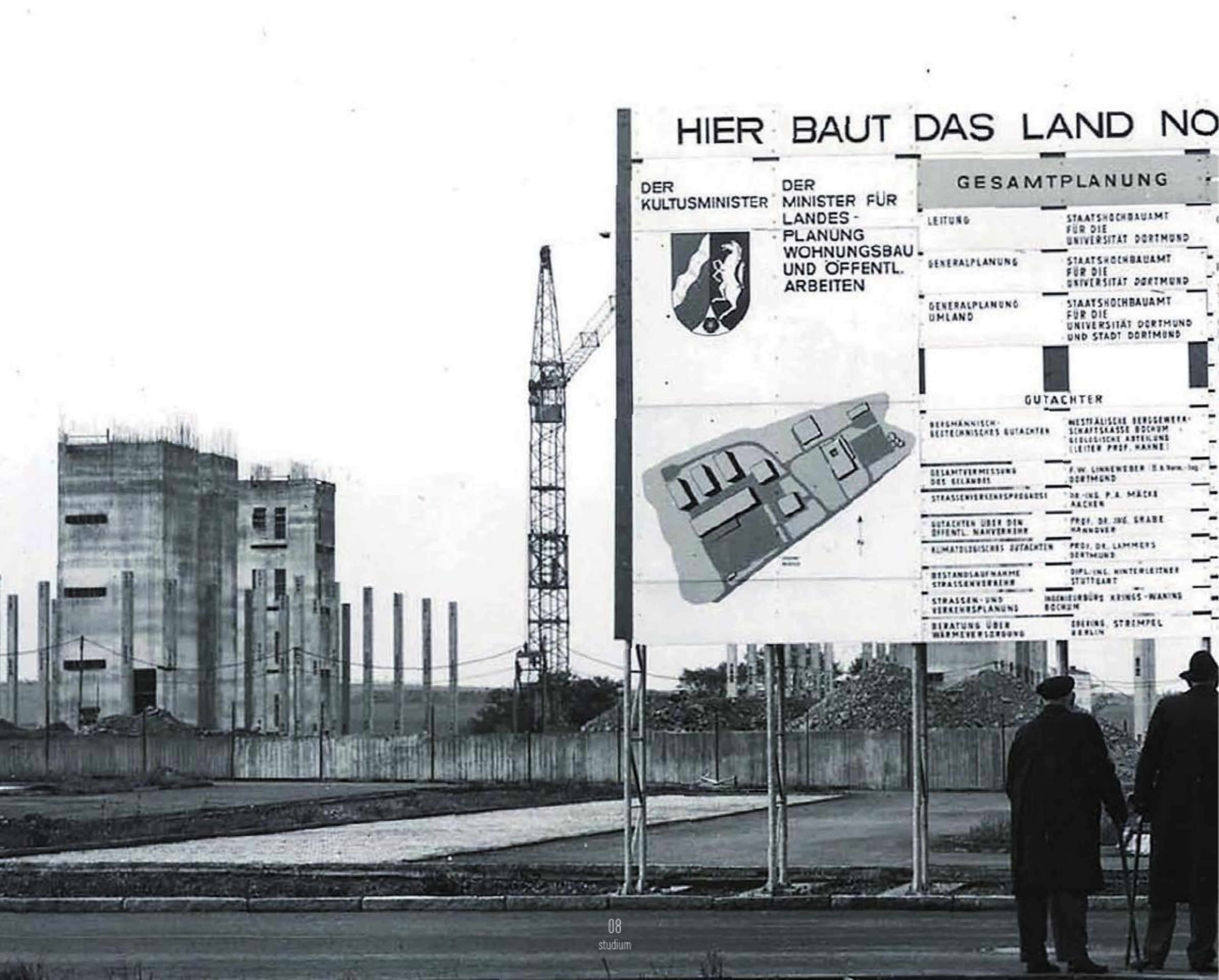
FOTOSANNA-CHRISTIN KUNZ, SARAH TOBER, MORITZ TSCHERMAK



ACKER-BAU

Während des Baus der TU Dortmund in den Sechzigern feierten Studenten auf dem Heuboden und lebten zufrieden fernab vom Großstadt-Getümmel. Heute ärgern sich viele über die Lage. Damals sprach einiges für den Bau auf dem Acker – aber auch viel für die Nordstadt.

TEXT EVA NOWACK FOTOS STADT DORTMUND, MORITZ TSCHERMAK



Jetzt geht es weiter, durch hüfthohes Ge-
strüpp und wuchernde Büsche, auf eine
riesige Wiese. Eine alte Windkraftanlage
ragt in den Himmel. Die dunklen Schat-

Gemütliche Kneipen? Fehlanzeige!

Nicht ganz. Denn nur wenige 100 Meter weiter macht sich ein großer, eckiger und schwarz-grauer Betonklotz auf der Wiese breit. Grüne Buchstaben drehen sich am Himmel. „TU“ steht dort geschrieben. Der Campus Nord der Technischen Universität Dortmund wurde hier, mitten

auf ein Feld gebaut. „Was nur wenige Studenten wissen: Die Umgebung hier ist ein Paradies. Hat man Freistunden und es ist Sommer, so kann man sich eine der vielen blühenden Wiesen suchen und es sich gut gehen lassen. Eine herrliche Natur gibt es hier“, sagt Stinshoff.

Genau das ärgert viele Studenten der Uni Dortmund. So auch Judith. Sie ist seit 2008 an der TU und studiert Mathe und Musik. „Natur und Ruhe ist ja alles schön und gut“, sagt sie, „aber was ist, wenn man in den Freistunden mal eben zur Apotheke fahren muss, ein Paket bei der Post abholen will oder mal schnell Einkaufen fahren möchte, weil nach der letzten Vorlesung die Geschäfte schon zu machen?“ Geschäfte, Bars oder nette Restaurants sucht man in direkter Uni-Nähe



vergebens. Ganz anders als in Münster, Tübingen oder Marburg, wo die Universitäten in die Innenstädte integriert sind und die Studierenden von einer entsprechenden Infrastruktur profitieren.

Rückblick ins Jahr 1961. Mitte Juli wird in Dortmund protestiert. Die Demonstranten sind wütend, aber vor allem enttäuscht. Die „Ruhr Nachrichten“ schreiben von „Ungerechtigkeit“, von einem „verlorenen Kampf“, dem Kampf um eine zweite Technische Hochschule in NRW neben der RWTH Aachen. Nach monatelangen Debatten über den Standort traf die Entscheidung für Bochum die Dortmunder wie eine Bombe. Ein Jahr später war aber auch für die Landesregierung klar, dass das Ruhrgebiet noch eine weitere Uni brauchte. Mit viel Einsatz holten die Dortmunder diese dann in ihre Stadt. Damit begannen die Planungen und Probleme, vor allem im Hinblick auf den Standort.

Wohin mit der Uni?

Es gab drei Möglichkeiten

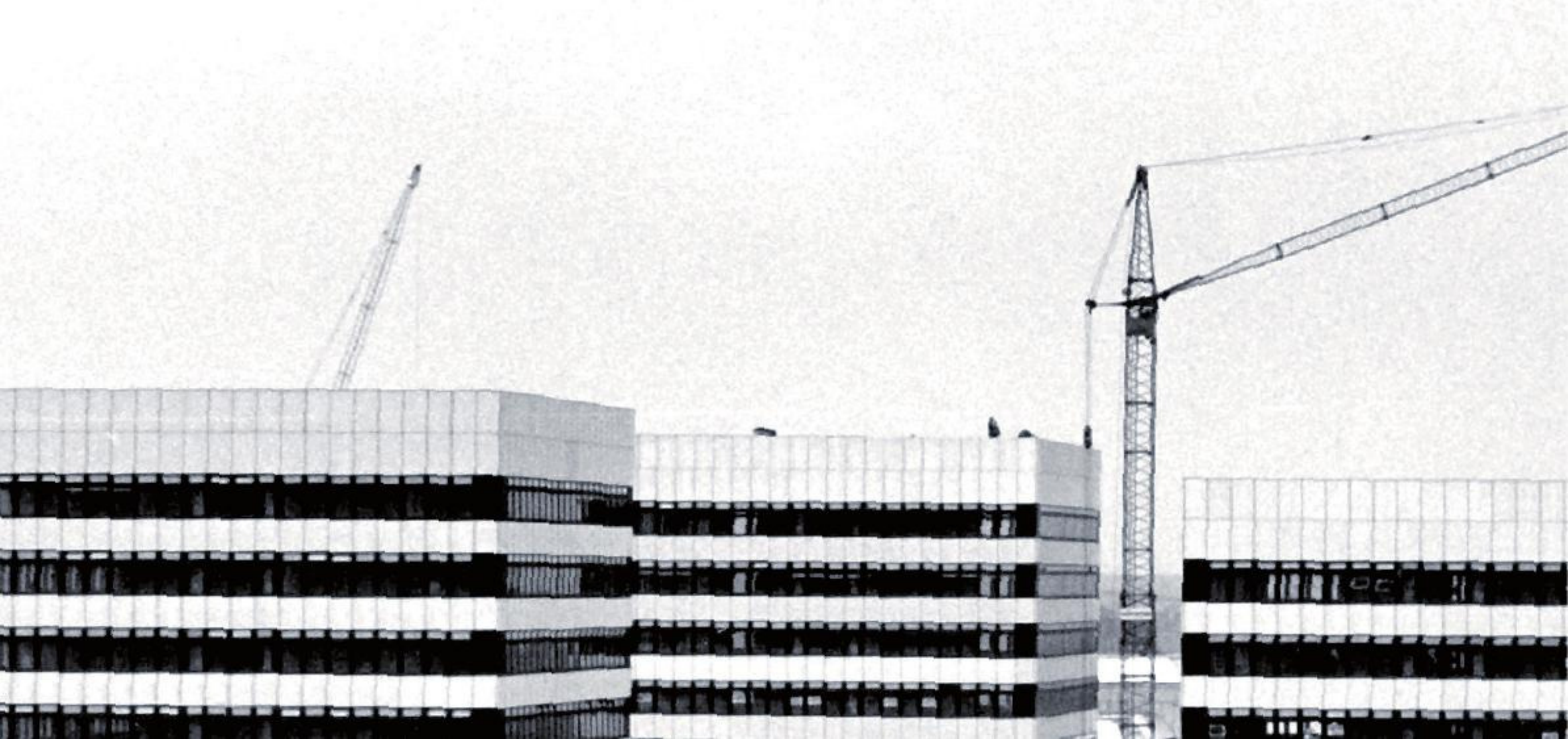
„Schon damals hat man viel drüber diskutiert, wo die Uni Dortmund einmal stehen sollte“, sagt Ludger Wilde vom Bauplanungsamt der Stadt Dortmund. Er war selbst an der Planung der TU betei-

ligt und half bei dem Ausbau des Nordcampus und des Technologieparks in den Achtziger Jahren. Eine zentrale Universität in der Innenstadt, das wünschen sich heute viele Studenten. Dass dieser Wunsch in den Sechzigern kurz davor stand erfüllt zu werden, wissen allerdings nur wenige. „Die Standortauswahl war damals keine leichte Entscheidung“, sagt Wilde. Da man von verschiedenen Studentenzahlen ausging – die Stadt rechnete mit 25 000 Studenten, die Architekten mit nur 7000 – wurden unterschiedliche Standorte analysiert und vorgeschlagen. Insgesamt gab es drei mögliche Varianten: Neben der heutigen Lage „auf dem Acker“ gab es die Überlegung, die Universität in die nördliche Innenstadt zu bauen. Auch der Bereich, in dem heute das Westfalenstadion steht, die „Blomke“, wurde vorübergehend in Betracht gezogen. Die „Nordstadtvariante“ war lange Favorit: Das damalige Schlachthofgelände an Stein-, Leopold-, Kurfürsten- und Mallinckrodtstraße hätten demnach Universitätsgelände werden sollen. Auch direkt in der Innenstadt waren Gebäudekomplexe angedacht, zum Beispiel in der Kamp- und auf der Rheinischen Straße. Für Studenten hätte dies bedeutet: Einkaufsmöglichkeiten, gastronomische Vielfalt und gute Verkehrsanbindungen. Für die Stadt hätte es bedeutet: Weniger Ausgaben für den Ausbau der Verkehrs-

verbindungen, Verjüngung der Bevölkerung und damit weniger soziale Probleme mit der Nordstadt, erklärt Wilde.

Ein Universitätsviertel wollten die Planer

Doch schon damals war klar, dass die TU für die Innenstadtlage einfach zu groß werden würde. Es sei denn, man hätte die Universität über die ganze Stadt verteilt. Eine „gesplittete Uni“ mit mehreren Standorten kam aber für den Architekten Gunther Lorf nicht in Frage und war der erste Grund, der die „Nordstadtvariante“ ins Aus beförderte. „8000 bis 10 000 Universitätsangestellte sollte der Bau der Uni mit sich bringen, und für die musste ja auch genug Platz sein“, erklärt Ludger Wilde. Schon in den Sechziger Jahren sahen Städteplaner Dortmund als die Stadt mit dem schnellsten Bevölkerungswachstum im gesamten Ruhrgebiet. Pläne für einen neuen Stadtteil wurden entwickelt, der genug Fläche für 100 000 Einwohner – Studenten und Uni-Angestellte – bieten sollte. In Innenstadtlage war das unmöglich. In den ländlichen und dörflichen Regionen Barops und Eichlinghofens aber gab es genug Platz für ein solches „Universitätsviertel“. Daher trafen die Planer 1963 ihre Entscheidung: Die Uni kommt aufs Feld.



Manfred Stinshoff ist 75 Jahre alt und hat den Bau der Uni Dortmund in den Sechziger Jahren miterlebt. Schon damals lebte er auf einem alten Bauernhof an der Eichlinghofer Straße. Als 1964 mit dem Bau begonnen wurde, verkauften viele Bauern und Anwohner ihre Grundstücke – sonst wären sie gegebenenfalls enteignet worden. Gutes Geld wurde ihnen damals von der Stadt geboten. Wie viel will Stinshoff nicht verraten. Doch seine Mutter beschloss, ihren Hof nicht zu verkaufen, und damit wurde er vorübergehend auch das Zuhause von mehreren Bauarbeitern, die sich während des fast sechsjährigen Baus immer mal wieder mit Wohnwagen und Liegestühlen bei der Familie auf dem Hof einnisteten.

Knapp eine halbe Stunde dauert ein Rundgang vom Hof der Stinshoffs quer durch die Natur Eichlinghofens, vorbei an den beiden Campusgebäuden und zurück. Das alte Bauernhaus ist eins der ältesten Gebäude im Dorf. In seinem Arbeitszimmer faltet Manfred Stinshoff eine dunkel gehaltene Landkarte der Stadt Dortmund auseinander und breitet sie auf dem Tisch aus.

„Früher gab es viele Studenten in Eichlinghofen“, sagt Stinshoff. Wann sie das erste Mal kamen, daran erinnert er sich heute noch gut. „Kurz nachdem die

Uni fertig gebaut und ihren Lehrbetrieb 1968 aufgenommen hatte, standen schon einige Studenten vor unseren Türen und forderten eine Unterbringung“. Eine der ersten Fakultäten war die der Raumplanung. Als „68er-Alternative“, aber sehr umgänglich beschreibt Manfred Stinshoff die Raumplaner im Rückblick. Sie und andere Studenten richteten sich damals in den Scheunen und Heuböden der Dorfbewohner ein, so auch bei ihm. Angst vor wilden Feiereinen oder Alkoholexzessen der jungen Intellektuellen habe man damals nicht gehabt. Im Gegenteil, im Dorf habe man sich gefreut, dass endlich eine Universität nach Dortmund kam.

Wirtschaftsförderung statt Universitäts-Flair

Der Hof der Stinshoffs war ein gern besuchter Studententreffpunkt. Auch, weil sich im hofeigenen „Wirtschaftshaus“ – auch Scheune genannt – ein kleiner Weinladen mit dem Namen „Kooperative Occitane“ ansiedelte. „Richtig Gewinne gemacht hat der Laden nie, aber immerhin konnte er sich Jahre lang über Wasser halten und hat nicht nur Studenten viel Freude gebracht.“ Blickt man vom großen Innenhof, heute ein Parkplatz, zum ersten Stock hinauf, so sieht man die ehemaligen Studentenbehausungen.

Dort war früher der Heuboden, auf dem oft sechs bis acht Studenten schliefen. Heute ist er komplett zu einer Etage mit mehreren Zimmern ausgebaut worden, die hauptsächlich als Büros genutzt werden. Direkt darunter sind noch Teile der alten Scheune zu sehen, die früher den Weinladen beherbergte. Abends, wenn Manfred Stinshoff von der Arbeit kam, saßen hier oft Studenten und tranken ein Gläschen Wein mit Kommilitonen und Dorfbewohnern. „Die Stimmung war gut untereinander“, erzählt Stinshoff. Ganz so friedlich sei es aber nicht immer zugegangen. So hatten es einige Studenten gar nicht gern, wenn nach der Arbeit noch der Rasen gemäht wurde und sie dadurch bei ihrem allabendlichen Weintrinken gestört wurden. Ein anderes Mal hätten mehrere Raumplanungsstudenten ohne Absprache in seinem Innenhof eine zehnstündige Vermessung durchgeführt. „Es waren schon ein paar kuriose Geschichten dabei, aber zu diesen Zeiten lebte man trotz allem nachbarschaftlich zusammen.“ Das änderte sich mit dem Ausbau des Campus Nord in den Achtziger Jahren. Die Studenten zog es immer öfter in das Stadtzentrum und nicht mehr in die Dörfer. Das studentische Leben verlagerte sich, und die Universität Dortmund wurde zu einer Pendleruni, auf der sich studentisches Leben kaum etablieren konnte.





Manfred Stinshoff war selbst an der Uni und studierte „Bergbau-Engineering“ in Freiburg. Auf Heuböden schlafen musste er damals aber nicht.

Dass es der TU Dortmund an studentischem Flair fehlt, darüber herrscht auch auf Seiten der Stadtverwaltung große Unzufriedenheit. „Ich weiß, dass man lange Zeit bedauert hat, dass die Universität wenig integriert ist und sich kein wirkliches Studentenleben entwickeln konnte“, gesteht Ludger Wilde. Einrichtungen wie das Unicenter in Bochum, die es ermöglichen, schnell einzukaufen oder kurz durch Geschäfte zu „bummeln“, sind bei der Planung gar nicht erst in Betracht gezogen worden. Im Fokus standen damals Punkte wie „Wirtschaftsförderung“ und „Flächenausbau“, die den Technologiepark und damit mehrere tausend Arbeitsplätze hervorbrachten. Manfred Stinshoff sagt, er habe es als „Unwille“ der Stadt wahrgenommen, den Studenten etwas Attraktives anzubieten, damit sie sich an der Uni wohlfühlen. „Es wurde sich einfach nicht bemüht um die Studenten. Man war nur mit wenig Herz dabei“, sagt er. Heute möchten alle Beteiligten gerne das Studentenleben besser mit dem Unicampus verknüpfen. Die abgelegene Lage und die eher schlechte Verkehrsanbindung ließen das aber nicht zu, so Ludger Wilde.

Besonders in Sachen Verkehrsanbindung haben es die Studenten der TU nicht leicht. Wer „mal schnell“ einkaufen möchte, muss „mal eben“ in die Innenstadt fahren. Das ist im Grunde schon

möglich. Ob die S-Bahn pünktlich erscheint oder überhaupt kommt, sind ganz andere Fragen. „Ich habe richtig Angst, dass die S1 wieder ausfällt“, sagt Judith. „Reines Chaos herrscht dann, und 200 bis 300 Studenten stehen an den Bushaltestellen und quetschen sich, ohne Rücksicht auf Verluste, in die Busse. Fast so schlimm, wie in einer japanischen U-Bahnstation.“

Heute würde die Stadt sich anders entscheiden

Bei der Planung 1963 habe man sich reichlich Gedanken über eine gute Verkehrsanbindung gemacht, sagt Ludger Wilde. Doch es folgten keine Taten, und für eine schnelle Behebung ist es heute zu spät. Mit dem Bau der Unitangente sollte die Anbindung verbessert werden. Da sie allerdings nicht so genutzt wurde wie geplant, wurde schnell entschieden, sie von vier auf zwei Spuren zurückzubauen. Aus finanziellen Gründen wurde dieser Plan allerdings noch nicht umgesetzt. Auch die Stadtverwaltung sieht nach Angaben von Ludger Wilde ein, dass Fehler gemacht wurden und sich die Verkehrslage vor allem im Bereich der öffentlichen Verkehrsmittel deutlich verbessern muss. Anmerkungen und Ideen, wie den Bau einer weiteren S-Bahnstation und das Fahren der S1 im Zehnminutentakt, gibt

es viele. Wie lange die Durchsetzung aber dauern wird, weiß niemand. Auch nicht Ludger Wilde von der Stadt.

Hat die Lage der TU auf der grünen Wiese denn auch Vorteile? Fragt man Ludger Wilde und Manfred Stinshoff, so sind sie sich in einem Punkt einig: Damals sei die Entscheidung, die Universität „auf dem Acker“ zu errichten, die einzig richtige gewesen. Allein die Flächenkapazitäten hätten etwas anderes gar nicht erst ermöglicht. Der Bau des Technologieparks sei ein echter Gewinn für die Uni und auch für die Studenten. Hätte die Stadt allerdings heute eine Entscheidung zu fällen, dann würde diese anders ausfallen. „Heute würde es sich anbieten, in den Bereich Hafen und Westfalenhütte zu gehen“, sagt Wilde. Dort gebe es genug Platz, und zentral sei die Lage auch.

Fünzig Jahre nach dem Bau der TU zeichnet sich also ab, dass sich die Anbindung nicht deutlich verbessern wird. Und so bleibt Studenten und Angestellten nur, wie ihre Vorgänger in den Sechzigern, das Beste aus der Lage auf der grünen Wiese zu machen. Wenn die S1 also wieder mal später kommt oder ein Seminar ausfällt: Bollerwagen schnappen, kalte Getränke kaufen und ab in die Natur!



Susanne Pöppelmann arbeitet im Fundbüro der TU Dortmund. Sie bekommt jeden Tag verlorene Dinge, die den Studenten gehören. Geldbörsen, Stifte oder auch einen Teddybär.

Sie wurden irgendwo liegen gelassen, einfach vergessen von ihren Besitzern.

TEXT ARTHUR CAGLIARI FOTO ANNA-CHRISTIN KUNZ

Hausarbeiten, Klausuren und Vorträge – Studenten haben viel zu tun. Die meisten wohnen jetzt nicht mehr bei Mama und Papa und haben neue Aufgaben und Verantwortungen. Mit diesem hektischen Alltag und den neuen Pflichten können viele Studenten schon einmal durcheinander kommen. Und so werden dann einfach manche Sachen an der Uni vergessen oder verloren. Hier beginnt der Job von Susanne Pöppelmann.

Die Verantwortliche für das Fundbüro arbeitet schon seit 32 Jahren an der TU und erzählt, dass jeden Tag viele Sachen im Fundbüro landen. „Ich würde sagen, wir bekommen mindestens zehn gefundene Sachen pro Tag“, sagt die 55-Jährige. Meistens werden im Fundbüro Studentenausweise abgegeben. Manchmal würden aber auch hochwertige oder außergewöhnliche Dinge im Fundbüro landen: „Einmal wurde ein Teddybär abgegeben und ein anderes Mal sogar eine Geldbörse mit 750 Euro darin. Und sowohl die Börse als auch der Teddybär wurden danach abgeholt“, sagt sie.

Der Raum, in dem die gefundenen Gegenstände gelagert werden, befindet sich im Gebäude Emil-Figge-Straße 50. Er hat täglich von 10 bis 11 Uhr vormittags und von 14 bis 15 Uhr nachmittags geöffnet. Susanne Pöppelmann hat ihr Büro al-



lerdings im Gebäude Emil-Figge 71. Das heißt, die Sachen, die vergessen werden, gehen zum Raum in EF 50 – und in EF 71 versucht Frau Pöppelmann herauszufinden, wem die abgegebenen Gegenstände gehören. „Wichtige Sachen wie Brieftaschen und Führerscheine kommen hoch in mein Büro, ich recherchiere dann nach den Adressen oder Telefonnummern. Dann werden die Leute angeschrieben oder angerufen“, erklärt sie.

0.318

Gefundene Gegenstände werden in der Uni normalerweise bei den Pfortnern abgegeben. Diese bringen die Sachen dann – sowohl vom Campus Nord als auch vom Campus Süd – in das Fundbüro. „Das kann allerdings einen Tag dauern“, sagt Susanne Pöppelmann. Die Studenten sollten daher lieber einen Tag warten, bis sie das Fundbüro aufsuchen. Zu spät sollte man allerdings auch nicht kommen. Das Büro behält alle Sachen für rund sechs Monate. Nach dieser Frist wird überlegt, was mit den Sachen geschehen soll. „Wenn beispielsweise viele Buntstifte oder Etais mit Stiften abgegeben werden, werden diese oft an Kinderheime gespendet“, sagt Susanne Pöppelmann.





BEREIT FÜR DAS, WAS NIE PASSIEREN SOLL

Vor allem durch die immer größer werdende Zahl der Amokläufe in den USA ist „Amok“ schon längst ein Thema an den noch verschonten deutschen Universitäten. Der Aachener Student Tobias Bonhoff hat in Orlando/Florida erfahren, wie schnell ein Amoklauf Realität werden kann. Wie gehen die Unis im Ruhrgebiet mit dieser Bedrohung um?

TEXTPIA KIENEL & HENDRIK PFEIFFER ILLUSTRATIONSIMON SCHMITZ | HELLO@SIMONSCMITZ.NET

Amokläufe gehören in den USA mittlerweile zur bitteren Realität. Als der Aachener Physikstudent Tobias Bonhoff (24) im Oktober 2012 ein Forschungsprojekt an der amerikanischen University of Central Florida in Orlando antrat, ahnte er nicht, dass er sich den Campus mit einem potenziellen Amokläufer teilen würde. Der 30-jährige Wirtschaftsstudent James Oliver Seevakumaran plante, am 18. März Studenten auf dem Campus zu töten. Er legte unbemerkt ein ganzes Waffenarsenal mit einem Sturmgewehr, einer Handfeuerwaffe, vier Sprengsätzen und vielen hundert Schuss Munition an. Besonders perfide: Laut Campuspolizeichef Richard Beary drückte er kurz nach Mitternacht offenbar selbst den Feueralarm seines Studentenwohnheims am Campus, damit sich möglichst viele Menschen am Sammelpunkt treffen und ein besseres Ziel abgeben. Als Seevakumaran in seinem Zimmer auf seinen Mitbewohner traf und der sich im Badezimmer verbarrikadierte und die Polizei rief, erschoss sich der Amokläufer, bevor er sein Vorhaben verwirklichen konnte. Durch den Alarm war die Feuerwehr schnell vor Ort.

„Natürlich war ich erst mal erleichtert, dass ‚nur‘ der Amokläufer zu Schaden gekommen ist“, sagt Tobias Bonhoff. „Wenn man sich ausmalt, was hätte passieren können, ist das schon ein mul-

miges Gefühl.“ Besonders bedrückt sei er gewesen, als Bonhoff in den Wochen nach der Tat am Seevakumarans Studentenwohnheim vorbeiging. „Es lag direkt auf meinem Nachhauseweg“, sagt der Aachener Student. Auch auf dem Campus sei der Fast-Amoklauf noch lange ein großes Thema gewesen.

Obwohl sich in Amerika Amokläufe häufen und auch Seevakumaran kurz vor der Tat stand, verteidigt Bonhoff das Sicherheitskonzept an der amerikanischen Uni. Der Aachener ist der Meinung, dass dort mehr für die Sicherheit vor Ort getan wird, als in Deutschland: „In Orlando gibt es sogar eine eigene Campuspolizei“, erzählt er. Außerdem sei er schnell offiziell per E-Mail und SMS über den Amoklauf informiert worden. In Deutschland fühlt Bonhoff sich aber generell sicherer: „In Deutschland gibt es einfach weniger Fälle, deswegen reicht hier im Moment auch weniger Einsatz von den Unis.“ Ganz anders als in den USA ist natürlich auch der Zugang zu Waffen in Deutschland sehr stark eingeschränkt.

Doch muss immer erst eine Tat geschehen, bevor die Unis reagieren? Zumindest die deutschen Schulen sind gar nicht so sicher, wie viele denken mögen. Seit 1999 gab es elf Amokläufe, und zwischen 2006 und 2010 gingen 2612 Amokdrohungen ein. Dabei kommen nach Informationen

der Zeitung „Welt“ mindestens zehn Prozent der Drohungen von weiblichen Schülern. In einer Studie analysierte der Forscherverbund Target, bestehend aus Psychologen, Psychiatern, Kriminologen, Soziologen und Pädagogen, alle elf Taten sowie die Gesamtlage in Deutschland. Das Ergebnis: Weltweit kam es nur in US-Schulen zu mehr Amokläufen.

Sicherheitskonzept in Arbeit

An den deutschen Unis sieht es anders aus: Bisher gab es noch keinen Amoklauf. Trotzdem sind die drei Hochschulen im Ruhrgebiet vorsichtig. Während an der TU Dortmund bereits ein fertiges Sicherheitskonzept steht, arbeitet die Uni Duisburg-Essen im Moment an einem ähnlichen Konzept. Bei einer Amokgefahr soll laut UDE-Sprecherin Beate Kostka bald ein „systematisches Notfallmanagement“ greifen. Hierbei baue man auf „externe Hilfe“ von Polizei, Feuerwehr und einer Fachfirma für Sicherheit. Das Konzept berücksichtige auch „technische, bauliche und organisatorische Voraussetzungen sowie personelle Strukturen“, sagt Kostka. „Das sind zum Beispiel ein Krisenstab, Evakuierungs- beziehungsweise Brandschutzhelfer und Leitwarte. Außerdem sei eine Campuspolizei nach dem Vorbild amerikanischer Universitäten, wie in Orlando, noch nicht vom Tisch.“

„Generell ist es schwierig, alles in ein Konzept zu packen und zu kontrollieren“, sagt der stellvertretende Leiter der Pressestelle der Ruhr-Universität Bochum, Jens Wylkop. „Der Campus an der Ruhr-Uni ist einfach zu groß und zu vielschichtig.“ Hinzu kommt, dass ein großer Teil des Campus’ öffentliches Gelände ist und somit in den Zuständigkeitsbereich der Stadt fällt. Dennoch sei das Thema Amok immer präsent. „Es gibt eine permanente Kooperation mit der Polizei, und es finden regelmäßige Brandschutzübungen statt“, sagt Wylkop. Zudem hat die Universität ein privates Wachunternehmen engagiert, das auch den Schließdienst übernimmt. „Der Campus ist für größere Einsätze gerüstet“, sagt der Pressesprecher. Vor einigen Jahren habe die Uni geprüft, wo auf dem Campus Hubschrauber landen könnten. „Auf dem Unigelände finden drei Hubschrauber Platz, und wir können bei Bedarf weitere Flächen freiräumen“, sagt Wylkop.

Weniger Auskunft darf die Pressesprecherin der TU Dortmund, Angelika Mikus, geben: „Die TU Dortmund hat einen Maßnahmenkatalog im Amok-Fall“, sagt sie. Aber die Informationen seien vertraulich und dürften nur von speziellen Sicherheitsbeauftragten eingesehen werden.

Schnelle Reaktion wichtig

Wie wichtig eine enge Kooperation zwischen Universität und Rettungskräften ist, zeigte sich auch beim Vorfall in Orlando. „Wenn die Feuerwehr nach dem Feueralarm nicht so schnell gekommen wäre, hätte der Täter vielleicht anders reagiert“, sagt Tobias Bonhoff. Eine schnelle Reaktion könne deswegen sogar wichtiger sein, als eine hohe Security-Präsenz. Trotzdem begrüßt er die hohe Dichte in den USA, wo sogar in der Kirche Sicherheitspersonal sei. „Ich fühlte mich dadurch eher sicher als beobachtet“, sagt Bonhoff. Besonders in den USA sei so etwas notwendig.

Vor Ort lassen sich bereits im Vorfeld Sicherheitsvorkehrungen treffen, die im Ernstfall Leben retten können. Sicherheitsfirmen arbeiten stetig an neuen Konzepten, um Menschenleben zu schützen. Denn im Notfall zählt nur eins: mögliche Opfer warnen, Zeit gewinnen, Täter stoppen.

Ein Beispiel soll verdeutlichen, wie im Ernstfall gehandelt werden könnte: Bei Gefahr wird die Notruftaste betätigt. Mit einem kurzen Tastendruck ertönt eine vorgefertigte Warndurchsage mit Verhaltenshinweisen im gesamten Gebäude. Polizei und Rettungsdienst werden dadurch automatisch alarmiert. Der Ort der Alarmauslösung kann ermittelt werden und dient der Polizei somit als erster Hinweis. Die Notruf-Sprechanlage bietet die Möglichkeit, gezielt in Klassenräume zu hören und die aktuelle Lage abzufragen. Die Polizei kann sich zudem außerhalb des Gebäudes über das öffentliche Telefonnetz einwählen.

Mit der Alarmauslösung können andere Mechanismen wie das Schließsystem, die Türsteuerung, die Lautsprecheranlage und die Telefonanlage gesteuert werden. Das Schließsystem und die Türsteuerung verschließen automatisch alle Türen, während die Lautsprecheranlage die Warnansagen überträgt. Zur späteren Aufarbeitung des Vorfalls kann das System alle Gespräche dokumentieren.

Dieses System wird bisher aber nur an Schulen und mittelständischen Unternehmen eingesetzt. Wegen ihrer Größe fallen Universitäten aus dem Raster. Gerade aus diesem Grund stecken die Universitäten viel Kraft in die eigenen Sicherheitssysteme.

Taten schwer vorhersehbar

Trotzdem zeigt das Beispiel an der Universität in Orlando, dass auch viele Sicherheitsvorkehrungen Amokgedanken nicht komplett ausschalten können. So

sieht es auch Tobias Bonhoff: „So etwas kann kein normal Denkender nachvollziehen“, sagt er. Deswegen sei es auch für enge Freunde besonders schwer, solche Taten im Voraus zu erraten. „Der Täter hatte zwar kaum soziale Kontakte, aber er war nie aggressiv, und kaum jemand hätte ihm so etwas zugetraut“, sagte Campuspolizeichef Richard Beary bei einer Pressekonzferenz kurz nach dem Amoklauf.

pl.





DER HÖRSAAL – EIN EINFACHER TATORT

Erfurt, Winnenden, Emsdetten – Namen, die Bilder des Schreckens und der Angst wecken. Amokläufe sind in Deutschland nicht mehr nur durch Berichte aus dem Ausland bekannt. Sie geschehen auch hierzulande, lösen Fragen und Sicherheitsdebatten aus. Traumapsychologe Thomas Weber über die Folgen von Amokläufen und die Sicherheit an deutschen Universitäten.

INTERVIEW JULIA SCHROER ILLUSTRATION SIMON SCHMITZ | HELLO@SIMONSCHMITZ.NET

Wie schätzen Sie die Gefahr von Amokläufen an deutschen Universitäten ein?

Solch ein Ereignis ist theoretisch überall möglich, auch wenn die konkrete Wahrscheinlichkeit gering ist. Bisher waren die Ereignisse in Deutschland weitestgehend auf Schulen begrenzt. Mittlerweile gibt es diese Begrenzung nicht mehr. Besonders durch den Amoklauf von Anders Behring Breivik in Norwegen und durch die starke mediale Präsenz nach solchen Ereignissen hat das Ganze eine neue Richtung bekommen. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, dass Amokläufe auch Nachahmer-Effekte auslösen können. Das ist ein großes Problem, und wir können eigentlich froh sein, dass zumindest in Deutschland noch keine Universität betroffen ist.

Wie groß ist das Risiko eines solchen Nachahmer-Effekts?

Das Risiko ist leider vorhanden. Der Täter kann durch so einen Amoklauf sehr schnell berühmt werden. Eine große Katastrophe stellt seit dem Fall Breivik auch das Zeichen dar, dass der Amokläufer die Tat überleben kann. Das war davor eigentlich nie der Fall, denn alle Amokläufer sind in der Regel getötet worden, beziehungsweise haben sich selbst getötet. Beim Fall Breivik ist es das erste Mal, dass der Amokläufer auch tatsächlich alles, was nach seinem Amoklauf in den Medien und in der Gesellschaft passiert, mitbekommt. Und das ist für die Außenwirkung fatal, so hart das klingt. Denn eventuelle Nachahmer haben gesehen,

dass sie bei einem Amoklauf nicht mehr unbedingt sterben müssen und somit dann auch die ganze nazistische Erhöhung ihres Amoklaufs erleben können.

Trotzdem sind Amokläufe auf dem Campus nie Thema. Die Studenten scheinen solche Angriffe kaum zu fürchten. Woran liegt das?

Viele machen einfach die Augen zu, nach dem Motto: Hier wird das nicht passieren. Dabei ist ein Hörsaal ja ein einfacher Tatort. Viele Menschen auf einem Haufen, die schlecht flüchten können. Oft gibt es nur zwei Ausgänge, und auch die Notausgänge wird man bei einem möglichen Attentat so schnell nicht finden können.

Dennoch müssen sich auch Unis auf einen möglichen Amoklauf vorbereiten. Wie sieht so eine Vorbereitung aus?

Auch Universitäten müssen sogenannte Notfallpläne in der Tasche haben. Die Kunst besteht darin, es dem Täter unmöglich zu machen, die Opfer in die Enge drängen zu können – dahin, wo sie keine Fluchtmöglichkeit haben. Deswegen ist es wichtig, dass eng mit der Polizei zusammengearbeitet wird und auch sie die örtlichen Gegebenheiten kennt. Die Polizisten sollten im besten Fall Führungen gemacht haben, um zu wissen, wo was ist. Immerhin muss im Ernstfall sehr schnell erkennbar sein, wo sich die potentiellen Opfer befinden und wo der Täter ist. Letztendlich kann man die meisten Toten verhindern, wenn der Täter sehr schnell ausgeschaltet wird. Zeit ist hier der entscheidende Faktor.

Könnten Universitäten ihrer Meinung nach noch mehr tun, um Studenten auf Amokläufe vorzubereiten?

Universitäten werden die Möglichkeit eines Amoklaufs nie gänzlich verhindern können, aber sie können natürlich versuchen, sich noch besser darauf vorzubereiten. Sie können zum Beispiel für Warnsignale sensibilisieren, Gesprächsangebote schaffen und mehr psychologische Dienste anbieten. Vor allem können sie auch Fluchtpläne weiter ausbauen und natürlich regelmäßige Übungen durchführen, ähnlich den Brandschutzübungen, die man noch aus der Schulzeit kennt.

Als Student bekommt man überhaupt nichts von solchen Vorbereitungen mit. Sollten nicht auch Studenten in das Thema Sicherheit an der Uni mit einbezogen werden?

In einigen Bundesländern ist das tatsächlich der Fall. Da wird sich auch mit den Studentenvertretern zusammengesetzt, um gemeinsam über Notfallpläne zu sprechen. Es gibt auch Überlegungen, ob es einen Krisenleitfaden geben soll, also bestimmte Leitlinien, die auf eine Amok-Situation vorbereiten sollen. Wenn es dem Täter schwerer gemacht wird, seine Opfer zu finden beziehungsweise zu töten, dann kann das Leid zwar nicht verhindert aber zumindest das Ausmaß ein bisschen minimiert werden.

Ab wann ist es nach einem Amoklauf für die Studenten möglich, überhaupt wieder an die Uni zurückzukehren?

Es gibt Studenten, die sehr schnell wieder an die Uni zurückgehen wollen, weil sie es sich auch selbst beweisen möchten. Sie wollen sich vom Amokläufer nicht ihren Gestaltungsspielraum nehmen lassen. Für andere Betroffene ist das erst einmal nicht möglich. Traumatische Ereignisse brauchen Zeit und Geduld. Oft werden die Orte des Geschehens dann auch umgebaut und anders genutzt. In Emsdetten ging der Umbau beispielsweise sehr schnell, weil außer dem Attentäter keiner ums Leben gekommen ist. In Winnenden hingegen hat alles sehr lange gedauert, weil viele Leute gestorben sind und sehr viele Prozesse der Trauma- und Trauerverarbeitung notwendig waren.

Der Begriff Trauma wird von der Gesellschaft mittlerweile scheinbar wahllos in verschiedensten Kontexten verwendet. Was genau versteht man aber nun unter einem Trauma?

Trauma bekommt heutzutage fast schon etwas Spaßiges. „Ich bin traumatisiert“

ist ein gängiges Wortspiel geworden. „Bayern-Trauma FC Chelsea“ zum Beispiel. So eine Aussage ist für jemanden, der wirklich traumatisiert ist, natürlich eine große Demütigung. Ein Trauma ist eine schwere Verletzung des psychischen Apparates durch ein außergewöhnliches und extremes Ereignis, das eine sehr starke Bedrohung, sogar Lebensbedrohung für den Menschen darstellt. Das kann zum Beispiel so ein Amoklauf sein. Solche Ereignisse lösen eine tiefgreifende Verzweiflung aus und überfordern den Menschen in seinen Bewältigungsmöglichkeiten. In einer Bedrohungssituation wird unser Gehirn ausgeschaltet. Es schaltet auf Autopilot, den Überlebensmodus. Die Situation friert ein, wir werden davor bewahrt, großartig über das gerade Geschehene nachzudenken. Es geht nur noch ums Überleben.

Inwiefern können Universitäten die Studenten bei der Trauma-Bewältigung unterstützen?

Es geht nur Hand in Hand. Wichtig ist zu erkennen, was die Bedürfnisse der Betroffenen sind, zu gucken, was die Leute brauchen, was sie wollen und wie heftig die Betroffenheit ist. Das heißt, wie wird getrauert und was sind mögliche Formen des Trauerns? Wenn es Tote gegeben hat, ist es auch wichtig, dass man einen Ort findet, wo man trauern kann. Das ist nicht unbedingt immer der Friedhof, sondern das wird am Ort des Geschehens sein. Das alles sollte immer nur in Absprache mit den Betroffenen passieren. Es ist also wichtig, die Studenten von Anfang an in den Prozess der Veränderung und Umgestaltung mit einzubinden, wenn sie denn wollen. Außerdem muss ihnen auch immer ein Ausweg geboten werden. Sie dürfen nicht unter Druck gesetzt sein und sich gezwungen fühlen, wieder in den Hörsaal des Geschehens zurückzukehren.

pl



LETZTE CHANCE



Daniel S. ist Student – und Gefangener. Er ist einer von nur 16 Inhaftierten in NRW, die während ihrer Haft studieren. Wie es ist, wenn der Campus ein Gefängnis ist?*

Die pflichtlektüre hat Daniel in der JVA Schwerte besucht.

TEXT MARIA SEGAT FOTOS SARAH TOBER



Sorgfältig legt Daniel S. einen halb gefüllten, schwarzen Ordner auf den Besuchertisch. Er zieht ein Arbeitsheft heraus, schlägt es auf. Die ersten Seiten hat er bereits durchgearbeitet, der Text ist voll mit grünen und orangen Markierungen. Daneben handschriftliche Notizen, in gerader Schrift ordentlich an den Rand geschrieben. Den Rest des Heftes hat er noch vor sich. Der 29-Jährige hat sein Studium gerade erst begonnen. Daniel S. sitzt im geschlossenen Vollzug der Justizvollzugsanstalt Schwerte. Wie alle anderen hier trägt er einen blauen Pulli und Jeans. Wie alle anderen geht er montags bis freitags seiner Arbeit im Gefängnis nach. Und wie alle anderen spielt er nachmittags Fußball, Volleyball oder stemmt beim Krafttraining Gewichte. Doch während die meisten anderen Gefangenen Förderkurse besuchen, in denen Dreisatz und Grammatik auf dem Stundenplan stehen, ist Daniel S. Student an der Fernuniversität Hagen. Seit dem Sommersemester 2013 studiert er Kulturwissenschaften mit dem Fachschwerpunkt Literaturwissenschaft.

In Nordrhein-Westfalen gibt es jedes Jahr durchschnittlich rund 40 000 Inhaftierte. Nur die allerwenigsten absolvieren während ihrer Haft ein Studium. Derzeit sind es 16. Davon sitzen elf – anders als Daniel S. – im offenen Vollzug, dürfen also tagsüber die Anstalt verlassen und an einer regulären Hochschule studieren. Zusammen mit anderen Studenten sitzen sie morgens im Hörsaal und kehren abends in ihre Zelle zurück. Ihre Kommilitonen wissen davon meist nichts. Aus Angst um ihre soziale Akzeptanz an der Uni behalten die Inhaftierten ihre Haftstrafe für sich. An der TU Dortmund gibt es keinen Studenten, der ein solches Versteckspiel spielt. An der Ruhr-Uni Bochum hingegen schon – einer der rund 39 000 Studenten dort ist ein Inhaftierter im offenen Vollzug.

„Man muss schon mit ein paar Vorurteilen kämpfen“

Von den insgesamt 16 inhaftierten Studenten in NRW bleiben demnach fünf, die während ihrer Haft ein Fernstudium absolvieren. Daniel S. kann sich gut



vorstellen, wie diese kleine Zahl zustande kommt: „Das hat mit dem Bildungshintergrund der Leute zu tun“, sagt er.

Das bestätigt auch Peter Marchlewski, stellvertretender Pressesprecher des Justizministeriums NRW. In Deutschland würden zwar die Schulabschlüsse der Inhaftierten nicht genau erfasst, so Marchlewski, aber weniger als fünf Prozent der Gefangenen in NRW hätten Abitur. Seine Mitgefangenen waren zunächst skeptisch, als Daniel S. mit dem Studium anfang. „Man muss schon mit ein paar Vorurteilen kämpfen“, sagt er. „Da fallen dann mal Sätze wie ‚Wenn du doch so gebildet bist und Abitur hast, was machst du dann überhaupt hier?‘“. Mittlerweile habe sich sein Umfeld aber daran gewöhnt, dass Daniel S. einen Hochschulabschluss anstrebt. „Es setzt sich zwar keiner zu mir hin und will konkret wissen, was ich da jetzt mache“, sagt er. „Aber ein bisschen Interesse ist da und man wird auch schon mal motiviert.“

In den Justizvollzugsanstalten werden vor allem technische Berufsausbildungen angeboten. Wegen des Fachkräftemangels hätten die Inhaftierten in diesem Bereich später besonders gute Chancen, einen Job zu bekommen. Dass ein ehemaliger Häftling nach seiner Entlassung einen Job findet, sei extrem wichtig für seine Wiedereingliederung in die Gesellschaft, sagt Peter Marchlewski. „Denn wer den Berufseinstieg schafft, hat eine viel geringere Wahrscheinlichkeit, rückfällig zu werden. Wenn man rauskommt und keine Perspektive hat, kann es gut sein, dass man da weiter macht, wo man aufgehört hat.“

Auch Daniel S. weiß, dass den meisten Inhaftierten eine Ausbildung im technischen Bereich nahegelegt wird. „Ein Studium wird nur ganz selten empfohlen“, sagt der 29-Jährige. Auch, weil eine akademische Ausbildung – die grundsätzlich schon eine große Herausforderung ist – durch die besonderen Bedingungen in der JVA noch erschwert werde.

Daniel S. hat Glück. Statt wie die anderen Gefangenen in den Produktionsbetrieben der JVA zu schuften, arbeitet er in der Bibliothek der Anstalt und hat den ganzen Tag Bücher um sich – eine gute Voraussetzung für sein Literaturstudium. Und alles andere als ein Zufall. Den Job hat Daniel S. von der Leitung der JVA zugeteilt bekommen, um mehr Zeit zwischen Büchern verbringen zu können. Denn obwohl er täglich von 7.30 Uhr bis 14.30 Uhr in der Bibliothek arbeite, brauche er meist nur etwa drei Stunden für die täglich anfallende Arbeit, sagt Daniel S., so dass ihm noch jede Menge Zeit bleibe, um zu lesen. Besonders gut gefallen ihm die Klassiker. Eins seiner Lieblingsbücher ist Alexandre Dumas' „Der Graf von Monte Christo“. „Auch wenn sich das vielleicht ein bisschen klischeehaft anhört“, fügt er hinzu und lacht. Schließlich gehe es in Dumas' Abenteuerroman um einen Unschuldigen, der lange Jahre zu Unrecht im Gefängnis sitzt.

Obwohl Daniel S. sein Studium erst vor kurzem begonnen hat, weiß er schon jetzt, dass die nächsten sechs Semester nicht leicht werden. Allein die Einschreibung und Klausuranmeldungen sind an der Fernuni heute nur noch über das Internet möglich. Weil Inhaftierte nur einen sehr beschränkten Zugang zum Netz haben, muss jedes Mal, wenn Daniel S. den PC benutzt, ein Beamter dabei sein.

So kompliziert wie heute war es mit dem Studium hinter Gittern nicht immer. Früher arbeiteten die Fernuni Hagen und das Justizministerium NRW offiziell zusammen. In der JVA Geldern gab es einen eigens fürs Studium eingerichteten Raum, mit Computern, die nur auf bestimmte Internetseiten zugreifen konnten. Mit Hilfe des sogenannten „getunnelten“ Zugangs konnten die In-

haftierten auf die Bibliothek der Fernuni zugreifen oder an Online-Tutorien und Lerngruppen teilnehmen. Zwar bietet die Fernuni Hagen diese Option immer noch an. Doch in Sachen inhaftierte Studenten wurde die Zusammenarbeit von Land und Fernuni 2006 beendet. Grund dafür seien Sicherheitsbedenken des Landes gewesen, sagt Susanne Bossemeyer, Pressesprecherin der Fernuni Hagen. Außerdem sei der Raum in Geldern für andere Zwecke benötigt worden. Dass es bis heute keine neue offizielle Partnerschaft gibt, ärgert sie. Schließlich würden ähnliche Kooperationen in anderen Bundesländern auch funktionieren. In Bayern und Berlin gebe es beispielsweise je eine JVA mit einem getunnelten Zugang zur Fernuni.

Die erste Prüfung im September

Laut Marchlewski sei das Justizministerium daran interessiert, eine erneute Zusammenarbeit aufzubauen. „Allerdings erst, wenn es technisch möglich ist, die getunnelten Zugänge so einzurichten, dass man sie nicht mehr austricksen kann.“ Das sei heute noch nicht der Fall, sagt Marchlewski, „besonders für jemanden, der sich damit auskennt – oder der einfach viel Zeit hat.“

Seine erste Prüfung hat Daniel S. im September. Erst vor kurzem hat er sich online dafür angemeldet. „Wegen der Klausur bin ich eigentlich noch nicht aufgereg“, so Daniel S.. „Was mich aber nervös macht, sind die zehn Jahre Abstand zur Schulzeit“, sagt er. Das

theoretische Arbeiten verlerne man ja schnell. Der 29-Jährige hat früher schon einmal studiert. Soziologie, „draußen“, wie er sagt. Er habe damals schnell gemerkt, dass das Studium nichts für ihn sei. „Nachdem ich 2003 mein Abitur gemacht habe, war ich erst mal an einem lockeren Lebensstil interessiert“, sagt Daniel S. mit einem kleinen Grinsen. Deshalb habe er das Studium schnell hingeschmissen. „Ich habe dann freiberuflich in der Veranstaltungsbranche gearbeitet und Praktika im Rundfunk gemacht.“

Als er 2007 Urlaub in der Türkei machte, wurde er wegen eines Betäubungsmitteldelikts verhaftet. Daniel S., der deutscher Staatsbürger ist, wurde nach türkischem Recht verurteilt. „Daher auch das hohe Strafmaß“, sagt er, „das wäre so in der deutschen Justiz nicht möglich gewesen.“ Vier Jahre und acht Monate in türkischer Haft. Erst im vergangenen Jahr wurde Daniel S. nach Deutschland überstellt. Er kam in die JVA Bielefeld und wollte zunächst eine Ausbildung machen. Doch weil diese erst 2014 begonnen hätte, entschied er sich dagegen. „Ich hatte immer den Gedanken, noch einmal zu studieren. Ich sehe das jetzt als meine letzte Chance – auf Grund meines Alters“, sagt der 29-Jährige. An der Hagener Fernuni fand Daniel schnell Gehör. Weil der Pädagogische Dienst, der für die Bildung der Häftlinge zuständig ist, in Bielefeld längst nicht so breit aufgestellt ist wie in Schwerte, wird Daniel S. dorthin verlegt.

Zunächst liebäugelt Daniel S. mit Psychologie. Als er sich ein wenig über sein Wunschfach informiert, wird ihm aber

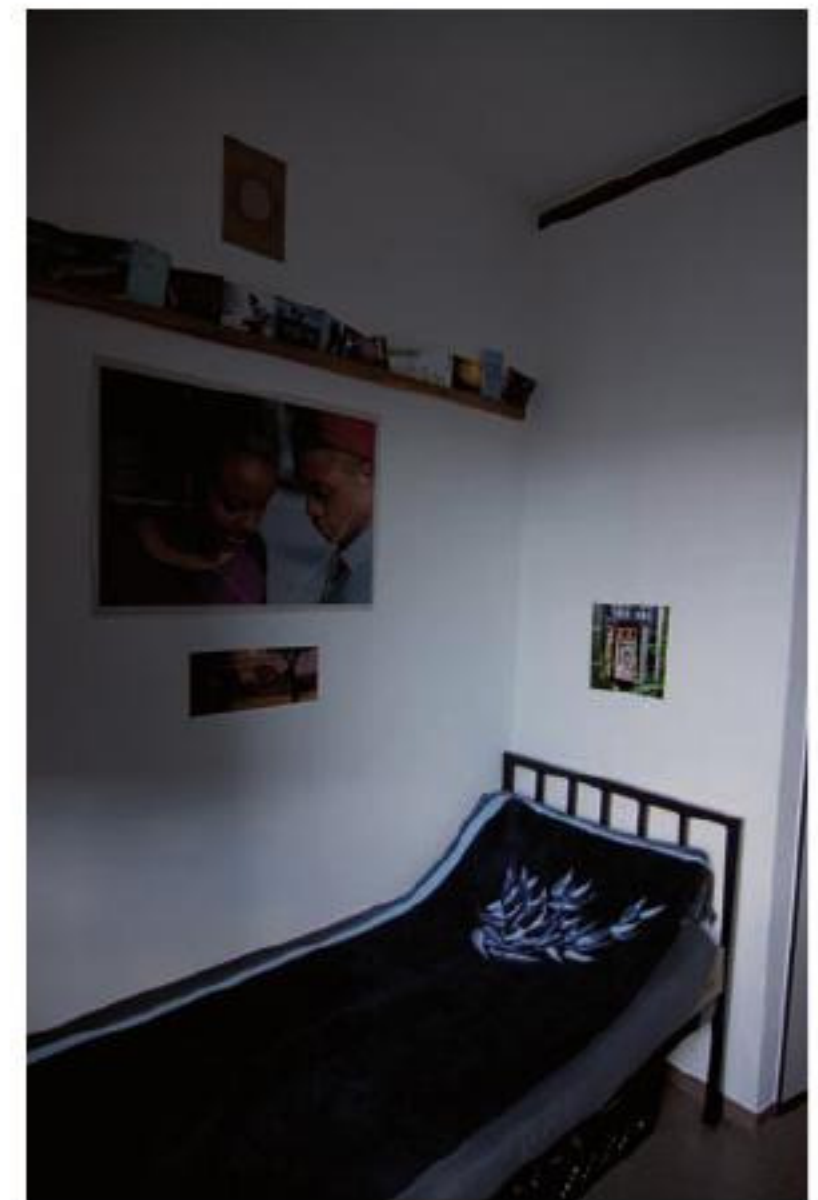
bewusst, dass er große Schwierigkeiten haben könnte, später im therapeutischen Bereich Fuß zu fassen. „Besonders mit meinem Delikt ist das natürlich schwierig“, sagt er. Daniel S. entschied sich für Kultur- und Literaturwissenschaften.

Interesse an Literatur habe er immer gehabt, sagt er. Außerdem lerne er in diesem Fach viel über Medien. Weil ihm seine Praktika im Rundfunkbereich großen Spaß gemacht haben, erhofft sich Daniel S., einmal in diesem Bereich arbeiten zu können. Dass seine Berufsaussichten als ehemaliger Inhaftierter beschränkt sein werden, weiß Daniel S.. Allerdings ist er sich auch sicher, dass ein abgeschlossenes Studium diese Chancen erhöht. „Durch meinen ‚Makel‘ bleiben mir natürlich viele Berufsfelder von vornherein verschlossen, deshalb kann es für mich nur von Vorteil sein, dass die Kulturwissenschaften einem später ein ziemlich breites Feld mit vielen verschiedenen Möglichkeiten eröffnen“, folgert Daniel S...

Über die Hälfte der Kosten erlassen

Wie groß die Chancen tatsächlich sind, dass Daniel S. nach seiner Entlassung einen Job findet, lässt sich schwer einschätzen. Auch Peter Marchlewski vom Justizministerium NRW weiß es nicht. Durch die geringe Zahl der Inhaftierten, die ein Studium absolvieren, ließen sich keine grundsätzlichen Aussagen treffen. „Es kommt auf den Einzelfall an“, sagt Marchlewski, „es gibt kein Standard-Fach, dass die meisten Inhaftierten studieren, das ist total bunt verteilt.“





„Man muss voll dahinterstehen und sich durchbeißen“: In seiner Zelle lernt Häftling Daniel S. für seine erste Klausur.

Genauso unterschiedlich steht es daher mit den Erfolgsaussichten“. Auch die Finanzierung eines Fernstudiums ist unterschiedlich – je nach finanzieller Lage des Studenten. „Wenn der Inhaftierte selbst kein Geld hat, gibt es die Möglichkeit einer Förderung“, sagt Marchlewski. Dabei käme neben dem Justizministerium selbst auch die Bundesagentur für Arbeit in Frage. Haben die Inhaftierten jedoch genug Geld, müssen sie sich ihr Studium selbst finanzieren.

So auch bei Daniel S.. Sein Studium an der Fernuni kostet regulär etwa 1800 Euro. „Es gibt aber eine Ermäßigung für Inhaftierte“, erzählt er. „Mir werden

über die Hälfte der Kosten erlassen. Die Fernuni kommt einem da schon sehr entgegen.“ Und weil Daniel S. schon einige Zeit im Vollzug gearbeitet hat, konnte er ein bisschen Geld ansparen, mit dem er nun sein Studium bezahlt.

Trotz aller positiven Erfahrungen, die Daniel S. gemacht hat, würde er nicht jedem Inhaftierten ein Studium empfehlen. „Man muss sich auf jeden Fall vorher gut informieren und sich fragen, ob das wirklich das richtige für einen ist“, sagt er ernst. Wenn man nämlich im Studium an einem Punkt nicht weiterkomme und konkrete Fragen habe, gäbe es niemanden, dem man sie stellen könne. Der

Kontakt zu Kommilitonen, Tutoren und Dozenten fehle völlig. „Natürlich gilt das prinzipiell auch für andere Studenten an der Fernuni“, so Daniel S., „aber die können wenigstens virtuelle Lernplattformen nutzen und sich so untereinander austauschen.“ Diese Möglichkeit hat Daniel S. nicht. „Das kann schon hart sein“, sagt er. „Man muss voll dahinterstehen und sich durchbeißen.“ Und mit soviel Motivation will Daniel nun auch die restlichen Seiten in seinem Ordner beackern.

**Name von der Redaktion geändert*

„FLEISCH RIECHT TOT“



Längst ist die vegane Lebensweise keine Minderheitserscheinung mehr, sondern gesellschaftstauglich geworden. Die Duisburger Familie Lehn lebt seit mehreren Jahren vegan und eröffnete kürzlich auch einen veganen Laden. Aus einer Lebenseinstellung wurde eine Geschäftsidee.

TEXTCLAUDIA BRADE FOTOSANNA-CHRISTIN KUNZ



Während andere Zwölfjährige täglich das essen, was Mama auf den Tisch bringt, hat sich Ricardo Rütten schon früh Gedanken darüber gemacht, was er isst und woher sein Essen kommt. Der heute 23-Jährige wurde mit zwölf Jahren Vegetarier, weil er der Ansicht war, dass Tiere keine Konsumgüter sein sollten. Mit 14 beschloss Ricardo, vegan zu leben. „Vegetarismus fand ich irgendwann inkonsequent, weil Hühner und Kühe im Endeffekt ja trotzdem für mich ausgebeutet und geschlachtet werden.“ Als veganer Vorreiter überzeugte er schließlich auch seine Eltern und seine Schwester, auf Fleisch und letztendlich auch auf tierische Produkte zu verzichten. Aus dem Teenager mit außergewöhnlichen Wertvorstellungen ist heute ein junger Mann mit einer Lebenseinstellung geworden, die ihn sogar auf eine Geschäftsidee gebracht hat.

Nicht nur für „Ökos“ und „Hippies“

Fast täglich steht Ricardo heute hinter der Theke des „veganen Lädchens“, das seine Familie eröffnet hat. Zusammen mit seiner Schwester Janina kam Ricardo die Idee zu einem veganen Laden, weil es in Duisburg ab Einkaufsmöglichkeiten für Veganer mangelte. Vater Michael Lehn und Mutter Carmelina Lehn unterstützen die Idee ihrer Kinder. Innerhalb von zwei Monaten eröffnete die Familie das Geschäft in der Neudorfer Straße 197 in Duisburg. „Aus einer Schnapsidee wurde dann irgendwann was. Wir warfen die Idee in den Raum und dann haben wir es halt gemacht“, so Ricardo. Statt seine Ausbildung zum Heilerziehungspfleger weiter zu verfolgen, arbeitet er mittlerweile lieber im Verkauf. Die restlichen Familienmitglieder haben ihre Haupt-

berufe beibehalten, den Familienbetrieb sehen sie als Nebenverdienst. „Alle helfen mit“, sagt Ricardo, „wer Zeit hat, arbeitet im Laden.“ Geöffnet ist von montags bis samstags.

Der kleine Laden ist schlicht gehalten, an den Wänden stehen helle Holzregale und Kühltruhen voller veganer Leckereien. „Schakalode“, „Seitansbraten“ und „Vleischgerichte“ warten neben veganer Pizza und Eis auf Käufer. Die vegane Mode des Labels „Darker Half Apparel“, die im Schaufenster ausgestellt ist, trägt Ricardo auch gleich selbst. Seine Lippenpiercings, sogenannte „Snakebites“ und seine Tunnel, große schwarze Ohringe, könnten ebenso als Statement gedeutet werden, sie sind aber keines. „Die finde ich einfach nur schön“, sagt er. Genauso wie den hellroten, leicht abgeblätterten Nagellack auf seinen Fingernägeln. Er zählt sich selbst zu den Hardcore Kids, hört gerne Hardcore Punk und scheint seinen eigenen Stil gefunden zu haben. Dass Veganismus längst kein Ding mehr für „Ökos“ oder „Hippies“ ist, beweist auch die Kundschaft des veganen Lädchens, über die Ricardo und seine Freundin Vivian, die auch im Geschäft aushilft, oft überrascht sind. „Das Publikum ist arg gemischt, das hätte ich am Anfang nicht gedacht“, sagt Ricardo. „Es ist ein kompletter gesellschaftlicher Querschnitt, von ganz jung bis alt und durch jede soziale Schicht.“ Vivian erzählt weiter: „Oft kommen auch Familien mit Kindern, die auch ihre Haustiere vegan ernähren. Es ist echt alles dabei.“

Vom Hippie bis zum Geschäftsmann im Anzug, der im Bentley vorfährt, habe schon jeder im Ladenlokal der Duisburger eingekauft. „Ein Kunde sah mal aus als hätte ein Polo-Store ihn ausgestattet. Polo-Shirt, Polo-Hose, Polo-Schuhe“, scherzt Ricardo. Dann wird er wieder

ernster. „Es hat sich einiges getan, das meint man gar nicht. Die vegane Gesellschaft ist im Wachstum und lange kein links konnotiertes Ding mehr. Es kommt wenig Szenepublikum, viele Kunden sind aus dem bürgerlichen Spektrum“, sagt Ricardo. Auf der einen Seite finde er das schön, dass die vegane Idee weiter in die Gesellschaft gerückt sei, auf der anderen Seite finde er es schade, weil dadurch auch vieles auf der Strecke bleibe. „Von der veganen Idee, um die es eigentlich geht, ist vieles verloren gegangen. Dass es eigentlich darum geht, die Gesellschaft genauso wie die Tiere zu befreien. Unity of Oppression.“ Gemeint ist ein Ansatz, der den Kapitalismus und die Unterdrückung von Tieren wie Menschen kritisiert. „Klar geht es um die Tiere und dass sie keine Ware sind, aber es ist ja mehr als das. Wenn man die Tiere befreit, ist damit noch nicht alles gewonnen, weil der Mensch ja trotzdem Teil des kapitalistischen Systems bleibt. Man kann nicht nur eine Spezies befreien.“

Weil Qualität nunmal ihren Preis hat

In Ricardos Augen sollte es jedem Menschen zustehen, sich vegane Produkte leisten zu können. „In der Theorie kann es sich jeder leisten, in der Praxis leider nicht. Das hängt mit dem kapitalistischen Verwertungssystem zusammen, bei dem einige durch das Raster fallen und dann nicht die Möglichkeiten dazu haben.“ Die etwas höheren Preise veganer Lebensmittel sieht er aber teilweise auch kritisch. „Gerade die Convenience-Produkte sind so teuer, warum weiß kein Mensch“, sagt er. Trotzdem ist er der Meinung, dass man für gute Qualität auch bereits sein muss, mehr Geld auszugeben. „Eineinhalb Kilo Trockensoja kosten bei uns



Vater Michael Lehn im „veganen Lädchen“. Der 52-Jährige unterstützt die Geschäftsidee seiner Kinder.

7,80 Euro. Dafür wurde das Soja aber auch in Europa unter fairen Bedingungen hergestellt, kein Regenwald dafür abgeholzt und keine Arbeiter ausgebeutet.“ Das vegane Lädchen sei dabei schon einer der preiswertesten Läden, so Ricardo. „Wir kalkulieren schon ziemlich knapp und versuchen die Preise erschwinglich zu halten.“ Im Endeffekt müssten aber auch sie sich an den Preisen orientieren, die die Großhändler diktieren, erzählt er. „In der Regel sind die Preise schon im Einkauf eine absolute Frechheit. Es ist aber ein allgemeines Problem. Frisches Obst ist mittlerweile ja schon teurer als Fleisch von der Fleischtheke.“ Auch wenn Ricardo es gerne würde, könne er die Produkte aber schließlich nicht verschenken. „Veganismus ist aber auf jeden Fall eine kostengünstige Alternative, wenn man bereit ist, viel selbst zu machen“, sagt er.

Das Lädchen bietet sogar vegane Tiernahrung an und stellt insgesamt eine große Bereicherung für Veganer dar, die vorher vor allem auf den Internethandel angewiesen waren. Auch wenn in herkömmlichen Geschäften mittlerweile immer mehr vegane Produkte zu finden sind, haben Veganer es beim Essen im Restaurant oder am Imbiss immer noch schwer und müssen auf verborgene tierische Inhaltsstoffe achten. Da kommt es bei Ricardo und Vivian auch vor, dass die beiden aufgrund der äußeren Umstände doch noch mal unfreiwillig etwas Tieri-

sches in den Mund nehmen. „Mir ist es mal passiert, dass ich mir beim Chinesen einen veganen Nudeltopf bestellt habe und erst beim Essen bemerkt habe, dass Ei drin ist“, erzählt Vivian. „Dabei hatte ich vorher extra gesagt ohne Ei.“ Sie habe dann aufgehört zu essen. Auch in Chips findet man oft Wildaromen aus tierischen Stoffen. „Bei vielen Säften steht zum Beispiel auch nicht drauf, dass sie mit Gelatine geklärt sind. Oft stehen solche tierischen ‚Inhaltsstoffe‘ nicht auf der Verpackung“, erklärt Ricardo.

Eine von Kopf bis Fuß vegane Familie

Ihren Lebensstil noch mal zu ändern, können Ricardo und Vivian sich nicht mehr vorstellen. „Irgendwann findet man Fleischgeruch auch einfach ekelig“, erzählt die 18-Jährige, „weil er nicht mehr lecker riecht, sondern einfach tot.“ Wenn ihre Nachbarn grillen mache sie das Fenster zu und kämpfe auch schon mal mit Raumspray gegen den Geruch an. „Und wenn man darüber nachdenkt, findet man die tierischen Produkte auch irgendwie ekelig. Eier zum Beispiel, das ist ja eigentlich Hühner-Menstruation“, beschreibt Ricardo. Die vegane Ernährung ist für die beiden dabei alles andere als langweilig, und schon gar kein Verzicht. „Viele sagen ja, dass Veganer

nur Körner fressen, das stimmt einfach überhaupt nicht. Es gibt so viele Sachen, die genauso schmecken“, sagt Vivian. „Fleisch schmeckt im rohen Zustand ja nach fast nichts, eigentlich sind es ja nur die Gewürze die den Geschmack ausmachen. Und genau diese Gewürze verwendet man zum Beispiel auch bei Trockensoja als Fleischalternative.“ Auch vegan zu backen sei gar kein Problem, so Vivian. Für jede normale Zutat gibt es ein veganes Pendant: Pflanzliche Sahne aus Reis-, Soja- oder Kokosmilch, Margarine statt Butter und Sojamilch statt Kuhmilch. „Ich bin überzeugt davon, dass jemand, dem man beide Kuchen vorsetzt, keinen Unterschied schmecken würde“, sagt Vivian.

Ihre vegane Lebensweise halten die beiden auch bei ihrer Kleidung ein: keine Lederschuhe, keine tierischen Kleber, keine Wolle und selbstverständlich kein Pelz. Einzige Ausnahme: die Ernährung ihrer beiden Katzen, denn die haben Ricardo und Vivian noch nicht vom Veganismus überzeugen können. „Wir haben beide aus der Notfallaufnahme und nicht von klein auf erzogen“, erklärt Ricardo. „Die eine ist mit zehn Jahren zu alt um sie umzugewöhnen und die andere mag das vegane Trockenfutter einfach nicht.“

OHNE EI IST IN



Vegane Seife. Bücher. Cafés und Supermärkte: Immer mehr Menschen verzichten auf Ei, Käse und andere tierische Produkte – nicht nur aus ethischen Gründen.

TEXT JANNE OELTMANNS FOTOS ANNA-CHRISTIN KUNZ



Zuerst war es nur eine Wette. Lars, der an der Uni Duisburg-Essen Biologie und Chemie auf Lehramt studiert, stellte sich der Herausforderung. Er wollte seinen Kumpels beweisen, dass er es schaffen könnte, sich einen Monat lang vegan zu ernähren. Danach hat es ihn gepackt. Er hat freiwillig um einen Monat verlängert, „weil mich Ethik und die Effekte auf meine Fitness interessiert haben“. Durch die Entscheidung

keine Tierprodukte mehr zu essen, sei das Einkaufen zwar aufwändiger geworden, aber der Anspruch an seine Ernährung sei gleichzeitig gestiegen. Lars verzichtet weiterhin auf Tierprodukte wie Wolle, Leder, Ei oder Käse. Bei Stoffen, die Spuren oder Zusätze tierischen Ursprungs enthalten, ist er dagegen nicht so streng. Dazu gehören zum Beispiel Weingummi, das Gelatine enthält oder Wein, der mit Lab hergestellt wurde. Generell gibt

es unterschiedlich strikte Formen des Veganismus. Was dabei genau hinter dem Begriff Veganismus steckt, ist gar nicht so leicht zu definieren. Im Duden wird er als eine „ethisch motivierte Ablehnung jeglicher Nutzung von Tieren und tierischen Produkten“ definiert. Dabei spielen verschiedene ethische Motive eine Rolle. Lars etwa bezieht seine Beweggründe nicht vorrangig auf die Tierhaltung: „Meine Entscheidung dreht sich

mehr um den ökologischen Hintergrund - wie durch Massentierhaltung oder die Rodung des Regenwalds, um dort Futter für Tiere anzubauen, Treibhausgase verursacht werden“. Das Leid der Tiere sei für ihn nicht der wichtigste Grund. „Ein weiterer zentraler Punkt für meine Entscheidung ist, dass Menschen verhungern müssen, weil andere Tiere mästen um täglich Tierprodukte essen zu können“.

Veganismus wird zur Diät-Nische

Dass es viele Gründe gibt, aus denen Veganer sich für diese spezielle Lebensform entscheiden, glaubt auch Anna. Sie studiert Angewandte Literatur- und Kulturwissenschaften in Dortmund und war zwei Jahre lang Veganerin. Sie kenne Veganer, die nicht nur aus ethischen Gründen auf tierische Produkte verzichten. Es habe sich zum Beispiel eine Diät-Nische aufgetan. Weil man durch den Verzicht automatisch weniger Süßigkeiten esse und mehr auf seine Ernährung achte, sagt Anna. Sie habe während ihrer veganen Zeit fast zehn Kilo abgenommen. „Außerdem habe ich bewusster eingekauft, häufiger auch im Bioladen. Aber das ist dann natürlich auch eine Kostenfrage“.

Seit ihrem Auslandsaufenthalt in Israel im vergangenen Wintersemester hat Anna wieder angefangen, tierische Produkte zu essen. In der neuen Umgebung wurde es für sie immer schwieriger, weiter konsequent vegan zu leben. Das Einkaufen in der fremden Sprache war komplizierter, der Halt durch Gleichgesinnte fehlte: „Hier in Dortmund war es normaler, weil ich einen Kreis von Leuten kannte, die das auch machen.“ So ist es dann einfach passiert. Schleichend zunächst, wobei ihr manchmal erst hinterher klar wurde, was sie gerade gegessen hatte. Schwieriger war es, die bewusste Entscheidung zu treffen, aufzuhören: „Am Anfang musste ich mich wirklich überwinden, bewusst ein Ei zu essen oder ein Glas Milch zu trinken. Man entwickelt Ekel gegen diese Dinge“. Vegetarierin ist Anna

immer noch. Eigentlich mag sie den Geschmack von Fleisch, Tiere möchte sie aber dennoch nicht essen. Wie viele Veganer insgesamt in Deutschland leben, ist unklar. Die Internetseite Veganwelt geht von 250 000 bis 450 000 Veganern in Deutschland aus. Der Vegetarierbund Deutschland schätzte im Oktober 2012 die Zahl der in Deutschland lebenden Veganer sogar auf 600 000, Tendenz steigend. „Die Szene wächst“, bestätigt auch Anna.

Vom Veggie zum Vegan Street Day

Ein Zeichen dafür ist der Veggie Street Day in Dortmund. Schon 2006 sollte dem Klischee vom ausgehungerten, salatessenden und langweiligen „Freak“ entgegen gewirkt werden. Die Organisatoren wollten mit veganem Döner, lederfreien Schuhen, Kochshows, Literatur und Musikprogramm den Spaß am Vegan-Sein vermitteln. Die Idee war überraschend erfolgreich. Im August findet die Veranstaltung bereits zum siebten Mal statt. Während die Organisatoren sich am Anfang noch bedeckt hielten und den Tag vorsichtig „Veggie Street Day“ nannten, gehen sie heute offener damit um. Seit diesem Jahr heißt er offiziell „Vegan Street Day“. Dabei rücken die Aussteller vom Reinoldplatz erstmalig auf den Friedensplatz. Der Umzug wird notwendig, weil das Straßenfest immer größere Ausmaße angenommen hat. Im Anfangsjahr waren es noch 25 Stände und Schätzungen zufolge 900 Besucher. Für den kommenden Street Day rechnen die Organisatoren mit bis zu 10 000 Besuchern und 70 Ausstellern.

Heiko Weber als Mitorganisator vom Vegan Street Day erklärt das plötzlich steigende Interesse mit dem generell verbesserten Angebot an veganen Produkten. Anna stimmt dem zu: „Wenn ich Sojawurst haben wollte, bin ich noch ins Reformhaus gegangen“, erinnert sie sich an die Anfänge ihrer Zeit als Veganeerin. Das ist noch gar nicht so lange her. 2010 hatte sie sich für diese Lebensform

entschieden. „Jetzt gibt es so etwas sogar im Netto“, sagt sie und muss schmunzeln. Nicht nur in Supermärkten haben es Veganer heute leichter. Auch in den Unis, an Flughäfen, Imbissbuden oder Restaurants werden Gerichte ohne tierische Inhaltsstoffe angeboten. Außerdem sind vegane Produkte inzwischen besser gekennzeichnet. Und im Internet gibt es sogar vegan Guides, die bewerten, ob ein Ort vegan friendly ist, oder nicht.

Ein veganes Leben als Lifestyle?

„Vegan zu leben kann man mittlerweile schon als Trend bezeichnen“, bestätigt Heiko Weber. „Es gibt inzwischen Lifestyle-Veganer, die das hip, cool und trendy finden“. Auch wenn ihn das freut, erkennt er das Problem, das dahinter steckt: „Diejenigen, die eher aus dem Trend heraus Veganer sein möchten, vergessen die ethischen Hintergründe“. Dem wollen die Macher des Vegan Street Days





vorbeugen: „Es geht zwar darum, den Spaß und die leckeren Rezepte rüberzubringen, aber wir haben auch Stände, an denen wir über Tierhaltung und Tierrechte informieren“.

Lars hatte ebenfalls Phasen, in denen der Verzicht auf tierische Produkte für ihn mehr eine Art Lifestyle gewesen sei. „Jedoch bin ich mittlerweile der Meinung, dass das irgendwie lächerlich ist“. Anna ist dagegen erstaunt über die Entwicklung: „Manchmal wundere ich mich schon, wie es passieren konnte, dass diese

Bewegung, die ja eigentlich im Untergrund seine Wurzeln hat, jetzt auf der Titelseite der Brigitte zu lesen ist“. Unter den „neuen“ Veganern seien bestimmt viele, die das nur aus Trendgründen machten. Aber das findet Anna nicht schlimm: „Den Tieren ist es ja egal, ob es jemand nur aus Trendgründen macht oder weil er cool sein will“.

Vielleicht durchlebt der Veganismus im Moment das, was die Hippi-, oder Punkrockbewegung bereits hinter sich haben. Aus einer Randgruppe entstanden,

wurden sie von einer größeren Masse übernommen. Aus Lifestyle wurde Trend und aus dem Trend entstand ein Markt.

Die Wette von Lars liegt jetzt fünf Jahre zurück. Er ist nach wie vor Veganer. Für radikal hält er sich aber nicht: „Vegan zu sein ist für mich ein Ideal, dem man sich annähern kann, das man jedoch nie vollkommen erreichen wird“.



TIPPS FÜR VEGANER

Nicht nur in der Mensa an der TU Dortmund gibt es jeden Tag ein veganes Gericht. Die Dortmunder Gruppe Vegado trifft sich einmal im Monat im Literaturcafé Taranta Babu zum veganen Brunch. Im Szenecafé Cakes`n`Treats können Veganer außerdem fündig werden, wobei sie direkt gegenüber eine Shoppingtour im veganen Supermarkt Veglicious anschließen können. Auch beim Kartoffellord in der Innenstadt gibt es vegane Angebote. Außerdem sind im Netz viele Rezeptideen zu finden: Zum Beispiel unter www.laubfresser.de oder www.veganguerilla.de.





BÜHNE FREI FÜR WISSENSCHAFT

Tuba Güden-Silber erklärt Wissenschaft mit Power-Point und imaginärer Oma.

Witze erzählen kann sie nicht. Trotzdem bringt sie ihr Publikum als Science-Slammerin zum Lachen und macht Chemie so spannender.

TEXTSABINE GESCHWINDER FOTOSANNA-CHRISTIN KUNZ

Witz und Wissenschaft scheinen auf den ersten Blick schwer vereinbar zu sein. Doch Tuba Güden-Silber kann in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn an der Ruhr-Uni Bochum vom Slammen profitieren. Denn bei einem Slam muss man sein wissenschaftliches Thema in drei bis zehn Minuten auf den Punkt bringen und zwar so, dass die Zuschauer es spannend finden. „In den zehn Minuten merkt man, ob man sein eigenes Thema wirklich verstanden hat“, erzählt die Doktorandin. Außerdem lernt man, lockerer mit dem eigenen Thema umzugehen.

„Klar, Wissenschaft ist ernst, aber man kann sie auch ein bisschen leidenschaftlicher darstellen“, sagt sie.

An Begeisterung mangelt es der 27-jährigen Tuba Güden-Silber nicht. Sie lacht gerne und viel, redet begeistert über ihre Arbeit und wenn eine Gelegenheit ihren Weg kreuzt, überlegt sie nicht lange. So kam sie zum Science-Slam. Ein Veranstalter für Slams an der RUB suchte Naturwissenschaftler mit Talent zum Erzählen, und Güden-Silber sagte direkt zu: „Das war was Neues, das hörte sich gut an, da mache ich mit.“

Im Alltag an der Uni hat Tuba ihre feste Routine. E-Mails checken, Substanzen erhitzen, Messungen durchführen, Messwerte dokumentieren. Nochmal E-Mails checken. Als Science-Slammerin sieht das anders aus. Insgesamt dreimal ist Tuba bisher aufgetreten. Ihr ständiger Begleiter: das Lampenfieber. „Das erste Wort ist immer das schlimmste“, sagt Güden-Silber. Deshalb überlässt sie nichts dem Zufall. Für ihre Auftritte nutzt sie PowerPoint-Präsentationen. Am Abend zuvor geht sie ihre Präsentation so lange durch, bis sie das Gefühl hat, auf der Bühne alles frei erzählen zu können. Tuba ist Wissen-

schaftlerin, keine Improvisationskünstlerin. Was sie tut, ist ihr wichtig, und es macht ihr Spaß, in der Wissenschaft, wie beim Science-Slammen.

Omaleicht statt kinderleicht

Ende des Jahres hofft sie mit ihrer Forschung fertig zu sein. Dann geht es an das Schreiben der Doktorarbeit. Tuba Gülden-Silber betreibt Grundlagenforschung am Magnetresonanztomographen, kurz MRT. Das kugelartige Gerät dient dazu, die Organe von Patienten zu untersuchen und Erkrankungen, wie Tumore, ausfindig zu machen. In Arztserien ein gern verwendetes Accessoire. „Bei Chemikern stellt man sich die Leute im weißen Kittel vor, die Zeugs zusammenschütten. Genau das bin ich“, sagt sie stolz. Tuba will mit ihrer Forschung dazu beitragen, leistungsfähigere Kontrastmittel für Untersuchungen im MRT zu entwickeln. So wäre die Zeit in dem Gerät für die Patienten kürzer und weniger unangenehm. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist eine pulverartige Substanz. „Nicht so spektakulär“, sagt sie ein wenig entschuldigend.

Genau das ist die Kunst beim Science-Slam: das eigentlich nicht so Spektakuläre unterhaltsam und verständlich zu



machen. Tuba Gülden-Silbers Auftritte sind eine Mischung aus klassischem Wissenschaftsvortrag und rein witzigem Slam. Ihr erster Slam war zu langweilig, zu sehr an Uni angelehnt, zu viel Power-Point, erzählt die Bochumerin. Deswegen hat sie sich für ihre nächsten Auftritte etwas Neues überlegt. Ein bisschen mehr persönliches, gestrickt in eine Geschichte. Dafür hat Tuba eine Oma gemalt, die sie an die Wand projiziert. Eine pausbackige Frau mit Schürze, der sie erzählt, wie ein MRT funktioniert und warum sie sich keine Sorgen darin machen muss. Omaleicht statt kinderleicht sozusagen. Mit ihrer echten Oma hat die Comic-Dame jedoch nichts zu tun. „Dann müsste ich es ihr auf Türkisch erklären. Und das kann ich nicht“, sagt Tuba lachend.

Das Lernen der Anderen

Tuba geht es darum, dass ihre Zuschauer etwas von den Vorträgen mitnehmen. Sie will nicht um jeden Preis witzig sein. Eine klassische Witzeerzählerin ist sie ohnehin nicht. „Ich gehöre zu den Leuten, die nie Witze erzählen, und wenn ich einen guten Witz höre, kann ich ihn mir nicht merken.“ Einmal kam nach einem Auftritt ein älteres Paar zu ihr und bedankte sich dafür, dass sie gelernt haben, wie ein MRT funktioniert. Darüber hat sie sich gefreut. Sie selbst lernt ebenfalls viel bei den Slams ihrer Kollegen, egal ob Natur- oder Geisteswissenschaftler. „Man bekommt mal was von anderen Fachrichtungen mit, das sonst nur in wissenschaftlichen Veröffentlichungen oder Dissertationen steht. Lesen würde man die wahrscheinlich nicht. Es gibt einfach zu viele Forschungsgebiete, und man ist so sehr mit seiner eigenen Forschung beschäftigt – da hat man keine Zeit für die Forschung der anderen.“ Auch für wissenschaftsfremde Zuschauer lohnt sich ein Blick in die aktuelle Forschung via Science-Slam, findet die Doktorandin, „Forschung wird schließlich auch mit Steuergeldern finanziert, da weiß man wenigstens, was damit passiert.“



POPULÄRE WISSENSCHAFT

Mediziner wie Eckart von Hirschhausen oder Physiker wie Vince Ebert haben es vorgemacht: Als Wissenschaftskabarettisten füllen sie deutschlandweit die Veranstaltungshallen mit ihren Programmen und treten in Talkshows und Fernsehsendungen auf. Junge Wissenschaftler finden sich seit 2006 bei Science-Slams, einer Weiterentwicklung des klassischen Dichterwettstreits Poetry-Slam und versuchen, damit die Wissenschaft zu entstauben. Auf Internetseiten wie scienceslam.net oder scienceslam.de finden Interessenten die aktuellen Termine und erfahren mit ein paar Klicks, wie auch sie ihre Wissenschaft auf der Bühne präsentieren können.

Übrigens: Im englischsprachigen Raum sind Witz und Wissenschaft noch nie ein großer Widerspruch gewesen. Im Jahr 1872 wurde die amerikanische Zeitschrift „Popular Science Monthly“, kurz PopSci, gegründet. Eine Wissenschaftszeitung „für den gebildeten Laien“, mit Cartoons zu naturwissenschaftlichen Themen und unterhaltsamen Artikeln aus der Welt der Wissenschaft. Die Zeitschrift wurde in 30 Sprachen übersetzt und erhält bis heute Preise.



COMEDY MEETS WISSENSCHAFT

Randi Gunzenhäuser ist Professorin für Kulturwissenschaften an der TU Dortmund und forscht zum Thema Comedy. Einer ihrer Kurse: „Do you think this is funny? Comedy 1800-2013“

INTERVIEW SABINE GESCHWINDER FOTO ANNA-CHRISTIN KUNZ

In den USA gibt es schon seit 1870 die Zeitschrift „Popular Science Monthly“, die Wissenschaft auch in lustigen Karikaturen erklärt. Sind deutsche Wissenschaftler humorloser? Deutsche Wissenschaft ist humorlos, das ist ganz fest in der Universitätslandschaft verwurzelt. Deutsche Uni ist einfach unlustig. Ein Thema, das Spaß macht, kann schon mal von vornherein nichts sein. Die Idee, dass man ein ernstes Thema von einer despektierlichen, nicht ernstesten Seite betrachtet, hat bei uns zumindest keine Tradition. Wir haben ja sogar auf der Bühne eine sehr stark didaktische Tradition. Komödien wurden zwar durchaus eingesetzt, zum Beispiel bei Kleist, aber die sind nicht straight lustig. Und bei Schiller gibt es keine undidaktische Komödie. Grundsätzlich steht nicht Unterhaltung im Vordergrund, sondern Lernprozesse. Auch Rhetorik wird weniger gepflegt, als in den angelsächsischen Ländern. Dort ist das Publikum sehr viel aufgeschlossener für wissenschaftliche Themen.

Woran liegt das?

Deutsche Wissenschaftler denken, wenn etwas wissenschaftlich ist, muss es relevant sein und dann darf das auch niemand anzweifeln. Man kann die Forschungsfrage aber oft drehen, damit das Publikum denkt, ‚das hab ich mich auch schon immer gefragt‘. Es ist ja auch Teil der Demokratisierung, dass ich den Leuten sage, ‚das hat ja auch was mit euch zu tun‘. Forschung ist schließlich teuer. Ich muss die Relevanz meines Themas nicht nur meinen Kollegen und Kolleginnen erklären.

Gibt es einen Punkt, an dem es zu viel Unterhaltung sein könnte?

Das kommt immer auf den Einzelfall an. Man hat unterschiedliches Publikum und entsprechend unterschiedliche Rahmen. Wenn ich ein unerfahrenes Publikum von einem Thema begeistern will, kann ich es vielleicht mit ein paar Pointen dazu anregen, ganz neu darüber nachzudenken. Dann kann ich so lustig sein, wie ich möchte. Wenn ich aber als Professorin

die Verantwortung dafür trage, Studenten für eine Klausur fit zu machen, muss ich ihnen den Ernst der Lage klar machen. Aber man kann über viele Dinge Witze machen. Vielleicht muss man sich hinterher dafür entschuldigen. Wenn ich etwa Witze über die Bibel mache, findet das nicht jeder lustig.

Würden Sie sagen, dass populäre Wissenschaft wie Science-Kabarett oder Science-Slam die Disziplin Wissenschaft verändern wird oder sogar bereits verändert hat?

Ich würde sagen, man bemerkt von Generation zu Generation Veränderungen. Für mich als Kulturwissenschaftlerin ist es natürlicher, Dinge aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten und sie spannend zu machen. Grundsätzlich ist das Problem nicht, dass man Wissenschaft nicht ernst nimmt, sondern dass sich Wissenschaftler zu ernst nehmen.

SIX FEET UNDER



Jannick Budde ist nebenberuflich Friedhofsgärtner. In Castrop-Rauxel hübscht er Gräber auf, um Angehörigen einen angemessenen Rahmen zur Trauer zu ermöglichen.

TEXT MORITZ METTGE FOTO SARAH TOBER

Inzwischen beneiden seine Freunde ihn darum, dass er nach der Uni zu den Toten fährt, auf den Gräbern hockt und Unkraut herausreißt. Anfangs noch hatten sie Jannick belächelt für seine eher untypische Studententätigkeit als Friedhofsgärtner. Als er dann mit der Zeit von seinen positiven Erfahrungen berichtete, änderte sich ihre Meinung. Besonders um die stressfreie Atmosphäre, die auf den Friedhöfen herrscht, beneiden sie ihn nun, denn die typischen Studi-Jobs wie Kellnern oder Pizza ausliefern können da nicht mithalten.

Heute kümmert sich Jannick bereits seit 8.30 Uhr um die Gräber auf dem Friedhof im südöstlichen Castrop-Rauxel. „Wir haben heute die ganzen verblühten Blumen ausgegraben, alle Beete umgegraben und neu bepflanzt“, beschreibt der Student sein bisheriges Tagwerk. Er arbeitet seit April 2012 als Friedhofsgärtner und möchte seinen Nebenjob auch nicht mehr eintauschen: „Immer wenn ich Zeit habe, kann ich arbeiten, der Job ist super flexibel.“ Jannick ist mit

vollem Herzblut bei der Sache, er schätzt vor allem die Ruhe bei der Arbeit. „Das lädt zum Tagträumen ein“, verrät er und schmunzelt.

Jannick ist ein lässiger Typ. Beim Gärtnern kleidet er sich gern sportlich und kombiniert Jogging-Hose mit T-Shirt, denn die Arbeit als Friedhofsgärtner ist wahrlich ein Knochenjob. „Du bist viel in der Hocke und auf den Knien, wenn du die alten Pflanzen rausreißt. Das kann ganz schön in den Rücken gehen“, erklärt der 22-Jährige. Er ist allerdings hart im Nehmen, denn Jannick ist durch sein Sportstudium auf Lehramt - ebenfalls studiert er Evangelische Theologie - von Natur aus körperlich topfit. Neben Studium und Arbeit feuert Jannick in seiner Freizeit mit seinem Verein TV Jahn Dortmund Volleybälle durch die Sporthallen der Region.

Als Student der Evangelischen Theologie kommt Jannick zwangsläufig am Thema Tod nicht vorbei. So denkt

er bei der Arbeit ab und zu über die Vergänglichkeit des Lebens nach: „Wenn ich dann an einem Grab vorbeilaufe, und sehe, dass derjenige nur 20 Jahre alt geworden ist, bekommt man schon mal ein ungutes Gefühl im Magen.“ Dass Jannick bei seiner Arbeit von Toten „umgeben“ ist und auch manchmal über deren Gräber läuft, belastet ihn jedoch nicht. Er sieht lieber das Schöne an seinem Beruf, Gräber herzurichten, so dass Trauernde in angenehmer Umgebung den Verstorbenen gedenken können.

Besonders viel zu tun hat Jannick in der Pflanzzeit Herbst, zwischen Februar und März und gegen Ende Mai ist er zusammen mit seinen Kollegen besonders oft im Einsatz. Aber auch außerhalb dieser Zeit, steht bei Jannick einiges auf dem Programm. Wenn es an den Grabstätten weniger zu tun gibt, ist er als „normaler“ Gärtner bei Kunden oder in der Gärtnerei aktiv. „Dann schneide ich Hecken oder mähe Rasen.“ Immer natürlich abhängig von den Witterungsbedingungen.

Aus dem Konzept bringt Jannick bei der Arbeit als Friedhofsgärtner so schnell nichts. Wenn dies dennoch einmal passiert, liegt es an ungebetenen Gästen auf den Gräbern. „Ab und zu sind hier ziemlich fette Kröten, die sich in die weiche Erde einbuddeln. Denen begegnet man dann schon manchmal beim Graben“, erzählt der 22-Jährige und schmunzelt.

Aber selbst die glibberigsten Erdbewohner können Jannick die Lust an der Arbeit nicht vermiesen, und auch die Bezahlung von 8 Euro pro Stunde lasse sich die ein oder andere tierische Begegnung schnell wieder vergessen.



INHALTSLEER INS PARLAMENT



INTERVIEW LINDA SCHÖNFELDER FOTOSARAH TOBER

Die Partei für Arbeit, Rechtsstaat, Tierschutz, Elitenförderung und basisdemokratische Initiative (kurz: Die PARTEI) erhielt im Mai 1,3 Prozent aller Stimmen bei den Lübecker Kommunalwahlen. Kandidat Bastian Langbehn schaffte es somit direkt in die Bürgerschaft. Eine Premiere für seine Satirepartei: Zum ersten Mal zog Die PARTEI in ein Parlament ein. Da sowohl einer rot-grünen, als auch einer schwarz-grünen Koalition eine Stimme zur Mehrheit fehlte, hätte Langbehn der entscheidende Mehrheitsbeschaffer sein können. Dennoch entschied er sich für eine Koalition mit dem einzig gewählten Mitglied der Piratenpartei.

Welche Ziele verfolgt Die PARTEI? Und darf Satire auch realpolitisch von Bedeutung sein? Wir gingen der Sache auf den Grund und trafen uns mit dem Dortmunder PARTEI-Spitzenkandidaten Olaf Schlösser.

Herr Schlösser, Sie ertragen in einem 30-Euro-Anzug sowohl die Hitze als auch unsere Fragen. Welche Opfer würden Sie noch für Die PARTEI bringen?

Zunächst möchte ich anmerken, dass unsere Anzüge natürlich qualitativ hochwertig sind und deshalb 69 Euro kosten. Meine Opferbereitschaft für die Machtübernahme der PARTEI ist sehr hoch. So würde ich es auf mich nehmen, die langweiligen Spaßpolitiker in den Parlamenten zu ertragen, ich gehe sogar noch einen Schritt weiter, ich würde mich sogar herablassen und die Diäten im Bundestag kassieren.

Diäten im Bundestag scheinen Zukunftsmusik. Beginnen wir doch in der Vergangenheit: Wie sind Sie zu der Partei Die PARTEI gekommen?

Zur Partei bin ich vor gut zwei Jahren gekommen. Ich war deutschlandweit recht viel für den Christopher Street Day unterwegs. Irgendwann sah ich dann in

Nürnberg ein Pizzadreirad der PARTEI, welches alternativ wirkte und aus dessen Lautsprecherboxen wilde 50-er-Jahre-Musik dröhnte. Der Fahrer war recht streng gekleidet. Dieser Kontrast hat mich irgendwie in seinen Bann gezogen. Schließlich wurde ich vom Fahrer geworben - und nun habe ich in Dortmund sogar den Kreisvorsitz des Wahlkreises 142 Dortmund 1 zur Bundestagswahl 2013.

Als ich Sie in einer E-Mail um einen Interviewtermin bat, antworteten Sie als „Prof. h.c. Dr. h.c. Olaf Schlösser, Graf von Kronenberg“. Wie wichtig sind Adels- und Dokortitel, um in der Politik an die Macht zu kommen?

Vertrauen wird geschenkt in Adels- und Dokortiteln. Durch das Führen dieser Titel haben wir Vertrauen bei den Wählern geschaffen. Ich habe es sogar geschafft, einen alten Adelstitel wieder aufleben zu lassen und ich denke, dass ich in mir einen würdigen Nachfolger gefunden habe.

Wer wählt ihre Partei denn so?

Es gibt viele Nichtwähler, die jetzt PARTEI-Wähler sind. Vor allem junge Menschen erkennen mich auf offener Straße wieder. Wenn ich vorbeikomme, dann jubeln Sie mir zu, weil sie den Anzug wiedererkennen. Außerdem ist die PARTEI wohl die Partei mit der höchsten Akademikerdichte.

Sind die meisten Mitglieder TITANIC-Leser, oder funktioniert die PARTEI weitestgehend unabhängig von dem Satiremagazin?

Ein Großteil der Leser kommt selbstverständlich über die TITANIC. Irgendwann verselbstständigte sich das Parteienleben jedoch. Mittlerweile schießen unsere Wahlverbände wie die Pilze aus dem Boden ...

... und in Lübeck hat die PARTEI jetzt einen Sitz bei den Kommunalwahlen errungen. Bastian Langbehn hat 831 Stimmen der Lübecker bekommen. Welche Auswirkungen hat das auf Ihre Partei? Ist ein solches Ergebnis auch für Dortmund denkbar?

Wir fokussieren eine Minderheitenregierung. Momentan sind wir im Gespräch mit der Koalition.

Seitdem Bastian Langbehn in der Bürgerschaft ist, interessieren sich sogar MTV und Radiostationen für uns. Ich bin zuversichtlich, dass wir das in Dortmund auch schaffen können. Nur um die kleinen Parteien zu demütigen – und damit meine ich jetzt die Nazis und die FDP.

Was meinen Sie mit „Minderheitenregierung“?

Unser erklärtes Ziel ist und bleibt nach wie vor 100 Prozent plus X bei der Bundestagswahl zu holen. Natürlich werden die etablierten Parteien dadurch zur Minderheit. Und die wird von uns regiert.

Langbehn hat seine Koalitionsbestrebungen vor allem von „guten Deals“ abhängig gemacht und schlussendlich eine Zwei-Mann-Minderheitenkoalition mit den Piraten gewählt. Wie würden Sie sich in Dortmund entscheiden?

Ich würde in Dortmund eine Minderheitenregierung fokussieren. Von daher würde sich vermutlich die SPD mit uns auseinandersetzen müssen.

Im Bundestagswahlkampf treten Bundeskanzlerin Angela Merkel und SPD-Herausforderer Peer Steinbrück gegeneinander an. Welche Qualitäten heben PARTEI-Bundeskanzlerkandidat Oliver Maria Schmitt von Merkel und Steinbrück ab?

Im Gegensatz zu Merkel und Steinbrück macht Oliver Maria Schmitt keine Versprechen, und hält sie auch. Durch seine herzerfrischende Art gelingt es unserem hochkompetenten Top-Kandidaten Politikverdrossenheit in schiere Politikbegeisterung zu verwandeln. Für die demokratische Entwicklung hierzulande äußerst notwendig. Oliver Maria Schmitt ist politisches Viagra! Aber ich will das nicht zu oberflächlich bewerten, denn schließlich hat Oliver Maria Schmitt auch die schönere Frisur.

Die PARTEI wirbt mit dem Slogan „Inhalte überwinden“. Welche Inhalte haben sich in den letzten Wochen und Monaten am schwierigsten zu überwinden herausgestellt?

Programminhalte. Sie ahnen ja gar nicht, wie schwer es ist, ein Programm ohne Inhalte zu konzipieren.

In Ihrem Parteiprogramm versuchen Sie eine größtmögliche Anzahl - um nicht zu sagen alle - Wähler zu generieren. Wie sähe ein Deutschland aus, in dem alle Wähler PARTEI-Wähler wären? Würden die Gegensätze durch eine Mauer abgetrennt und zwei Paradiese friedlich koexistieren?

Wir hätten ein blühendes Land regiert von einer sehr guten PARTEI. Sobald wir in Regierungsverantwortung stehen wird alles sofort besser. Die Leute haben mehr Geld, sind zufriedener und sehen schöner aus. Wir werden am Tag der deutschen Zweiheit, den wir noch einführen werden, Freibier verteilen. Gutes Dortmunder Bier für die einen und Coschützer Pilsner für die anderen. Eine landschaftlich bauliche Maßnahme halten wir zwingend erforderlich, damit die Bürger endlich verstehen, wo ALDI-Süd aufhört und ALDI-Nord anfängt. Allerdings wäre ein Schießbefehl mit uns nicht zu machen.

Die PARTEI

Die PARTEI wurde 2004 von Redakteuren des Satiremagazines TITANIC gegründet. Im Zentrum der PARTEI steht Martin Sonneborn im Amt als GröVaZ (Größter Vorsitzender aller Zeiten, analog zum Amt eines Bundesvorsitzenden). Der Herausgeber und ehemaliger Chefredakteur des Satiremagazines TITANIC sorgt durch medienwirksame Auftritte der PARTEI immer wieder für Gesprächsstoff. Eine übertriebene Selbstdarstellung, Hinweis auf absolute Seriosität und satirische Übertreibungen in allen Bereichen des politischen Auftritts gehören zum Selbstverständnis der Partei.

Warum schaffte es PARTEI-Kandidat Langbehn in Lübeck ins Parlament?

Sein Einzug ins Lübecker Parlament wurde vor allem durch das Fehlen einer Fünf-Prozent-Hürde begünstigt. Zudem war die Wahlbeteiligung mit 37,1 Prozent sehr gering. In Langbehns Fall reichten für den Einzug gerade einmal 831 Stimmen aus.

Ist ein solches Ergebnis auch für die Kommunalwahl 2014 in Dortmund denkbar?

Unwahrscheinlich, aber denkbar: Seit 1999 gibt es in Dortmund keine Fünf-Prozent-Hürde mehr und auch die Wahlbeteiligung ist gesunken. 2009 lag sie noch bei 46,7 Prozent, 2012 nur noch bei 32,7 Prozent.

Was sagen Experten zu einer Satirepartei im Parlament?

Der Kabarettist Frank-Markus Barwasser, besser bekannt als Erwin Pelzig, äußert sich zu der realen Bedeutung von Spaßparteien eher kritisch. Er hält diese für einen „Ausdruck des Protests“ gegen die Angebote etablierter Parteien: „Insofern sind sie besonders im Fall günstiger Wahlprognosen ernst zu nehmen, denn diese Form des Protests kommt von Leuten, die politisch durchaus interessiert sind und die sich nicht vertreten fühlen. Wie alle neuen Parteien, ob „nur Spaß“ oder nicht, kann ihre bloße Existenz zu Veränderungen führen, indem die etablierten Parteien darauf reagieren und die Themen der Konkurrenz aufgreifen – wenn's allerdings nur um Spaß und so gar nicht um Inhalte geht, wird das schwierig für die Alt-Parteien.“

Ihr wollt Kultur, Action und Abenteuer? Wir gehen mit dem NRW-Ticket bis ans Limit und nehmen euch mit auf eine Reise durch das Ruhrgebiet und darüber hinaus.

TEXT LINDA SCHÖNFELDER FOTOS SARAH TOBER



Vor mir klafft der Abgrund. Als ich mich dicht an den Rand stelle, fällt mein Blick ins Bodenlose. Ich sehe mich selbst. Grelle Neonletter springen mir ins Auge: „Jak, I, Ik, Yo, Anim“ leuchten mir aus der Tiefe entgegen. „Ich im Dialog“ betitelt Jan von Munster sein Kunstwerk.

Ich geselle mich zu einer Besuchertruppe, die in die Tiefen der Öffnung starrt. Unruhiges Gemurmel zeigt, dass „Ich im Dialog“ kontrovers diskutiert werden kann – wohl doch nicht nur ein Dialog zwischen mir und meinem inneren Ich. Die Museumsleiterin verschafft sich energisch Gehör. Kompetent hilft sie mir dabei, meine Gedankengänge zu sortieren, vermittelt Hintergrundwissen. Als sie am Ende ihrer Erzählungen angelangt ist, herrscht eine beeindruckende Stille. Der alte Fallschacht der Lindenbrauerei erstrahlt in neuem Licht. „Ich im Dialog“

als Sinnbild für eine egozentrische westliche Gesellschaft? Ich lasse die Eindrücke auf mich wirken.

Zum Verschnaufen bleibt wenig Zeit. Vorbei an riesigen Lettern der Formel für Lichtgeschwindigkeit und hinein in die kühlen, rauen Betonmauern des ehemaligen Brauereigebäudes. Als ich den ersten Raum betrete, bin ich beeindruckt. Ein schmaler Metallsteg unterhalb der Decke hebt den Besucher zehn Meter über das Kunstwerk. Unter mir: ein Leuchttex von Heinrich Heine. Vor mir läuft ein kleiner Junge. Seine Turnschuhe blinken bei jedem Schritt. Fast sieht er aus, als wäre er Bestandteil der Installationen.

Während ich dem Charme des ehemaligen Brauereikellers mit seinem porösen Mauerwerk längst verfallen bin, zieht mich Kunstwerk um Kunstwerk in seinen Bann. Nicht jedes erschließt sich mir

direkt – kein Wunder, ist Kunst doch Andersdenken. Als wir an neonblauen Acrylplatten in Rennwagenoptik mit innenliegendem Pferdeskelett angelangen, sind besonders die Männer begeistert. Die grotesk anmutende Idee des Künstlers Li Hui sorgt für Gesprächsstoff und beeindruckt durch die schnittige Form. Immer wieder sieht man Männerhände an das Kunstwerk greifen und die Kurven entlangfahren. Begeisterung spiegelt sich in den Gesichtern wider.

Den Abschluss bildet ein lang gezogener Korridor, der an zwei Wänden aus Wassertropfen vorbeiführt. Stroboskoplicht stoppt diese in ihren Bewegungen. Alles glitzert. Es ist, als würde man einen diamantengesäumten Catwalk entlanglaufen. Als ich meine Hand ausstrecke, erlischt die Illusion. Doch der Eindruck bleibt. Ich fühle mich energiegeladener, voller Schaffensdrang. Ein erhellendes Gefühl.

Anfahrt: U49 bis Dortmund Stadthaus, S4 in Richtung Unna bis Unna-Königsborn, Regio-Bus R53 bis zur Haltestelle Lindenbrauerei

oder RE 11 ab Dortmund HBF bis Kamen Bahnhof, Schnellbus 580 bis Unna Rathaus, C42 Richtung Unna, Eibenweg bis zur Haltestelle Lindenbrauerei

Öffnungszeiten: Das Zentrum für Internationale Lichtkunst kann nur im Rahmen von Führungen besucht werden, die je nach Wochentag variieren. Für die Ausstellung „Skyspace im Zauber der Dämmerung“ ist eine vorherige Anmeldung notwendig. Die Teilnehmerzahl ist hier auf 25 Personen begrenzt.

Eintritt: Studenten zahlen 5 Euro

Ort: Zentrum für Internationale Lichtkunst Unna, Lindenplatz 1, 59423 Unna

www.lichtkunst-unna.de



HINGESCHAUT



Theater mitten in der Stadt oder doch lieber ein Tanz in einer ehemaligen Backfabrik?

Das und noch mehr bietet das Asphalt Festival.

TEXT JENNY GÖDECKER FOTOS GABRIEL BONNEFOY, JEONG-A HA, HANNES CASPAR / PAULINE SCHLEIMER

Begonnen hat alles mit einer Idee und einem Bier. Das hatte Christof Seeger-Zurmühlen in der Hand, als er Bojan Vuletic von seinem Wunsch erzählte, eine besondere Veranstaltung auf die Beine zu stellen: das Asphalt Festival. Zehn Tage und Nächte lang bietet das Event in Düsseldorf ein abwechslungsreiches Programm aus Theater, Musik, Tanz und Kunst. Dieses Jahr läuft es unter dem Thema „Stadt, Rand, Fluss“. In der ganzen Gegend wird dann etwas los sein. Man wird die Landeshauptstadt neu und aus ungewohnten Blickwinkeln entdecken können. Für Seeger-Zurmühlen ist diese neue Perspektive besonders wichtig: „Unser Credo ist die Bewegung. Es geht darum, temporär in andere Räume zu schauen. Wir gehen raus aus dem Theater, rein in die Stadt.“

Christof Seeger-Zurmühlen und Bojan Vuletic sind die Initiatoren und Leiter des Asphalt Festivals. Seeger-Zurmühlen war acht Jahre lang Schauspieler am Jungen Schauspielhaus Düsseldorf und arbeitet seit 2006 außerdem als Regisseur. Er gründete das Theaterkollektiv per.Vers. Vuletic ist als Musiker und Komponist in ganz Europa aktiv, er schreibt Musikstücke für Tanz und Theater. Beide kennen sich schon länger aus der Düsseldorfer Kunst- und Kultur-Szene und haben im Sommer 2012 das Asphalt Festival ins Leben gerufen. Inspiration waren für Seeger-Zurmühlen die vielen Theaterspektakel, die er in Frankreich besucht hat – die gäbe es im Sommer in jedem kleinen Ort. Auch in Düsseldorf kam das Festival im vergangenen Jahr gut an – für Seeger-Zurmühlen ein Grund, es in diesem Jahr wieder zu organisieren.



Das zweite Asphalt Festival in Düsseldorf läuft vom **2. bis 11. August**, weitere Informationen zum Programm und Karten unter

www.asphalt-festival.de



Zu den diesjährigen Highlights zählt die Theaterproduktion „We watch you watch“ von Ultraviolett und Drama Köln. Dabei haben die Schauspieler Mikroports und sind über Funkkopfhörer mit den Zuschauern verbunden. Beide Gruppen sitzen auf einem Platz mitten in der Stadt. Die Schauspieler synchronisieren vorbeilaufende Passanten, die somit unbemerkt zu den Hauptfiguren werden.

Neben den lokalen treten auch verschiedene internationale Projektgruppen auf, etwa die Band „Zoufris Maracas“ **1**. Die fünf Musiker, die in der Vergangenheit unter anderem als Straßenmusiker in der Pariser Métro ihr Geld verdienten, sind in Frankreich für ihren Mix aus französischem Chanson, kongolesischem Rumba, karibischen Zouk und dem mexikanischen Mariachi bekannt. Einen mindestens genauso exotischen Stil-Mix bietet das „Omer Klein Trio“ **2**. Die aus Israel stammenden Musiker mixen Jazz mit israelischen und nordafrikanischen Klängen. Und bei „ASPHALT tanzt!“ werden vier Tanzstücke von jungen Choreografinnen gezeigt: „The boy who cried wolf. unplugged“ von der Israelin Reut Shemesh, „Geräusche der anderen 1.0“ von der Düsseldorferin Kathrin Spaniol, „Jihi“ von der Japanerin Chikako Kaido und „NOTHING for body“ **3** von der Koreanerin Howool Baek.

Diese Vielfalt macht für Seeger-Zurmühlen das Asphalt Festival aus: „Wir sind kein Szene-Festival. Bei uns gibt es einen üppigen Blumenstrauß an Veranstaltungen. Es ist ein dichtes, überraschendes Festival, bei dem die Menschen sich von der Atmosphäre mitreißen lassen sollen.“

SUMMERSOUNDS - DJ-PICKNICKS IN DORTMUNDER PARKS

jeden Samstag im August, jeweils von 14-22 Uhr, Eintritt frei
Festivalstimmung! Ob faul auf der Picknickdecke liegen
oder wild abtanzen, beides kann man hier zu fetten Beats
von bekannten DJs. Wem das noch zu langweilig ist:
Es gibt etliche Funsport-Angebote wie Frisbee-Golf
und Streetkicker.

www.djpicknick.de



RUHRHOCHDEUTSCH - COMEDY-FESTIVAL IM SPIEGELZELT AM DORTMUNDER U

27.06. - 13.10.2013, ab 7 Euro

Den ganzen Sommer lang sind Kabarettisten aus dem Ruhrpott
und anderen Regionen im Spiegelzelt zu Gast – unter anderem
Die Bullemänner. Stillecht kann man montags eine Currywurst
mit Pommes und dazugehörigem Bier genießen.

www.ruhrhochdeutsch.info



13. DORTMUNDER MUSEUMSNACHT AUSSTELLUNGEN UND MEHR - NACHTS IN DORTMUND

28.09.2013, 16 - 2 Uhr, Frühbucher-Tickets 9,50 Euro

Dortmunder Museen, Kirchen, Galerien und andere Kultureinrich-
tungen öffnen eine Nacht lang ihre Türen. Es wird Shows, Kabarett,
Lesungen, Theater, Kunstevents, Ausstellungen und Führungen geben.
Das Highlight ist ein Feuerwerk um 23.30 Uhr auf dem Friedensplatz.
www.dortmundermuseumsnacht.de



Niät? Ohne mich!



HINGEGANGEN

*Kabarett, Selbstgemachtes und jede Menge Musik:
Der Spätsommer in Dortmund hat einiges zu bieten.
Ein paar Vorschläge für den genüsslichen Zeitvertreib.*

TEXT JENNY GÖDECKER FOTOS REBECCA HAMEISTER



DESIGN GIPFEL – MARKT FÜR HANDGEMACHTES

14. und 15.09.2013, jeweils 12 bis 19 Uhr, Depot Dortmund
Nicht nur für Begeisterte von „Do it yourself“. An zahlreichen
Ständen präsentieren Designer und Kreative aus ganz
Deutschland und Europa Mode, Schmuck, Wohnaccessoires,
Geschenkartikel und vieles mehr. Eintritt: 3 Euro

www.design-gipfel.de

XAVAS LIVE

OPEN-AIR IM WESTFALENPARK

13.09.2013, 19 Uhr, ab 48 Euro

Xavier Naidoo + Kool Savas = Xavas! Die beiden Musiker
kommen mit ihrem Album „Gespaltene Persönlichkeit“
im Gepäck nach Dortmund. Für alle ein Muss, deren Herz
für den Mix aus Rap und Soul schlägt.

www.xavas.de





Eine Toilette für Besucher
befindet sich im
Besuchcontainer.

